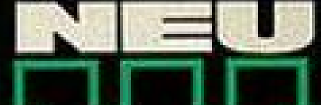
1,80 DM / Band 479
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Nacht der bösen Angela

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande 12,25 / Spanien P 160



Die Nacht der bösen Angela

John Sinclair Nr. 479

von Jason Dark

erschienen am 08.09.1987

Titelbild von Vilmar

Sinclair Crew

Die Nacht der bösen Angela

Es war einmal ein Mädchen, und es war schön! Schwarz wie Ebenholz das Haar, kirschrot der Mund und weiß die zarte Haut. Lieblich sein Gesicht, biegsam die Gestalt - ein Mädchen wie aus einem Märchen.

Irgendwann verliebte es sich, und damit begann das Unheil.

Aus dem Mädchen wurde eine Blutsaugerin, und damit begann die Geschichte der bösen Angela…

»Und so wirst du mich bis an mein Lebensende begleiten und noch darüber hinaus. Versprichst du mir das?«

Angela hörte die Worte und senkte den Kopf. Noch nie hatte ein Mann sie das gefragt und sie in eine so große Verlegenheit gestürzt. Er sollte die Röte ihres Gesichts nicht sehen, aber ihr Nicken war ihm Antwort genug.

»Dann komm«, sagte der Mann, »damit wir den Bund schließen können.«

Angela gehorchte. Sie raffte den baumwollenen Umhang vor ihrer Brust zusammen und folgte der hochgewachsenen Gestalt in den nächtlichen Wald, wo die Schatten wie Tücher zwischen den Bäumen hingen.

Angela hatte den Mann vor wenigen Tagen erst gesehen. Als sie am Bach Wasser holte, hatte er dort gewartet. Er saß auf dem Rücken eines Pferdes und hatte auf sie hinabgeblickt. Dann war er abgestiegen, zu ihr gegangen, hatte ihren Kopf leicht angehoben und in ihr Gesicht geschaut.

»Ja, du bist die Richtige. Du wirst mich begleiten…«

Angela ging mit. Sie hatte nichts, woran sie hing, sie lebte in den Tag hinein und wußte nicht einmal, wer ihre Eltern gewesen waren, weil man sie gefunden hatte.

Ausgesetzt im Wald, ein Findling, aber ein Mädchen, dessen Schönheit im Laufe der Jahre voll erblühte, so daß die Männer glänzende Augen bekamen, wenn sie Angela sahen.

Niemandem hatte sie sich bisher hingegeben, bei diesem Fremden war es anders. Da verließ sie ihre Zieheltern, das Köhler-Ehepaar, und folgte ihm. Ihre kleine Habe hatte er hinter den Sattel seines Pferdes gepackt. Nur einmal hatte er seinen Namen genannt.

Romain Bloch!

Er gehörte zu den Edlen, war kein einfacher Mann, kein Söldner oder Handwerker. Er stammte aus dem Süden, wie er sagte, und er war in das Elsaß gekommen, um eine bestimmte Frau zu finden.

Angela sollte es sein.

Vor ihr schritt er her. Seine Kleidung war teuer, das hatte sie schon gesehen. Er hatte ein schmales Gesicht und einen dunklen Oberlippenbart, der ihm einen etwas verwegenen Ausdruck gab. Die ebenfalls dunklen Augen konnten lachen, drohen und auch so hart blicken, daß Menschen vor ihnen erschraken.

Angela nicht. Sie schenkte dem Mann ihr Vertrauen, denn sie wußte, daß er sie in eine bessere Welt und in ein besseres Leben führen würde. Das hatte er ihr versprochen.

Der dichte Wald lichtete sich sehr schnell. Holzfäller hatten hier ihre Spuren hinterlassen und an vielen Stellen auch das Unterholz mit weggeschlagen. Wie kleine Inseln lagen die abgeholzten Lichtungen

verteilt, Baumstümpfe wuchsen aus dem Boden, als wollten sie jedem Besucher einen Sitzplatz anbieten.

Romain Blochs Reittier schnaubte des öfteren unwillig, weil es ihm nicht gefiel, daß es durch den Wald geführt wurde und die Zweige der Nadelgewächse manchmal gegen sein Fell peitschten. Sein Herr kümmerte sich nicht darum. Er steuerte eine bestimmte Lichtung an, ließ die Leine los und gab dem Tier einen Klaps auf die Hinterhand.

Das Pferd wußte Bescheid, es trottete abseits und begann zu grasen.

Angela kam nur langsam näher. Sie hatte nicht gefragt, aber sie wußte, daß etwas passieren würde und dieser Halt für sie sehr wichtig war. Hochaufgerichtet erwartete sie Romain Bloch. Wegen der nächtlichen Kühle hatte er einen Umhang übergestreift, der nicht so lang war, um die Degenspitze zu verdecken, die schräg unter dem Stoff des Umhangs hervorschaute.

Es gefiel Bloch nicht, daß Angela stehengeblieben war. Er winkte ihr zu, »Komm bitte her.«

Sie nickte.

Es war eine kühle, aber herrliche, mondhelle Nacht. Das bleiche Licht breitete sich aus wie ein blasses Gespinst. Der silbrige Schein berührte den Boden, kroch geisterhaft an den Stämmen der Bäume hoch und verfing sich schließlich in ihren dichtbelaubten Zweigen, wo die Blätter einen matten Glanz angenommen hatten.

Als das Mädchen vor ihm stehenblieb, nickte er. Bloch war größer als Angela, sie mußte zu ihm hochschauen und bemerkte seinen prüfenden Blick, mit dem er sie abtastete.

Das machte sie verlegen, besonders weil er es war, der sie so prüfend anschaute.

»Bitte«, sagte sie. »Was habt Ihr an mir auszusetzen?«

»Überhaupt nichts, Angela.«

Sie lächelte verlegen. »Aber Ihr schaut mich so ungewöhnlich an, wißt ihr…?«

»Du bist es wert, angeschaut zu werden. Selbst im Licht des Mondes öffnet sich mir deine Schönheit. Vielleicht gerade deswegen, weil sein Licht eine Blume, wie du es bist, streichelt.«

»Das sagt Ihr nur…«

»Nein, das ist mein Ernst.« Er ging auf sie zu. Mit seinen Händen streichelte er ihre Schultern, und Angela erschauderte. Dabei lächelte sie und wünschte sich, daß er die Berührung weiterführte und auch über andere Stellen ihres Körpers strich.

Es lag noch nicht lange zurück, da war in ihrem Körper ein neues Gefühl erwacht. Ein Prickeln und Brausen, manchmal ein Jubeln, wenn sie die jungen Männer beobachtet hatte. Sie fühlte sich immer stärker zum anderen Geschlecht hingezogen, nur durfte sie das nicht offen zeigen. Ihre Zieheltern wären entsetzt gewesen.

Aber der Drang hatte sich dermaßen verstärkt, daß sie mit Romain Bloch mitgegangen war, ohne zu überlegen und auch ohne es ihren Zieheltern zu sagen.

Nun standen sie sich im dunklen Wald gegenüber. Der Boden gab die Sonnenwärme des Tages ab, während sich in Baumhöhe feuchte Schleier bildeten, die sich im Geäst verteilten.

Angela schaute nur in das Gesicht des Mannes. Sie kannte ihn erst seit wenigen Tagen, und er war ihr nicht fremd. So vertraut eigentlich wie kein anderer Mensch.

War das Liebe?

»Es ist nicht mehr weit«, sagte er mit seiner dunklen Stimme, die einen weichen Klang angenommen hatte. »Wir werden das Pferd hier grasen lassen und gehen.«

»Gehen?« wiederholte sie leise. »Wohin wollt Ihr mich führen?«

»Dorthin, wo wir den Bund schließen werden.«

»In eine Kirche?«

Er ließ sie plötzlich los, und sein Mund verzerrte sich. Drohend rückten die Enden der Augenbrauen auf einander zu, so daß sie sich fast über der Nasenwurzel trafen.

Angela erschrak. »Bitte, entschuldigt, wenn ich etwas Falsches gesagt habe. Ich wußte nicht, daß Ihr… daß Ihr…«

»Was wußtest du nicht?«

»Daß Ihr die Kirche nicht mögt. Aber wenn wir einen Bund schließen wollen, dann…«

»Es ist kein Bund, so wie du ihn dir vorstellst, meine Liebe. Unser Ziel ist ein anderes. Es sind die Gräber meiner Ahnen.« Die letzten Worte hatte er dunkel klingend ausgesprochen und ihnen etwas von dieser Unheimlichkeit gegeben, die das Gebiet der Gräber umflorte.

Angela hatte verstanden. Es gab Dinge, vor denen sie sich besonders fürchtete. Das waren die alten Friedhöfe, die versteckt liegenden Leichenacker. Grabsteine hatten für sie etwas Unheimliches an sich. Sie erinnerten an Blut und Tod. Sie hatte gesehen, wie Männer in wilden Kämpfen fielen und deren Blut in der Erde versickerte.

Romain lächelte. »Was fürchtest du dich? Ich sehe es deinem Gesicht an, daß du Angst hast, aber die Toten werden dir nichts tun. Sie liegen in der Erde und warten. Und ihre Seelen werden sich erheben, um den Bund zu besiegeln, den wir schließen werden. Du und ich, wir beide sind etwas Besonderes. Wir sind dazu ausersehen, in einer fernen Zeit für denjenigen zu sorgen, dem wir dienen.«

»Ich verstehe Euch nicht…« Angela hob ihre schmalen Schultern und hörte das beruhigend klingende Lachen des Mannes.

»Du brauchst nichts zu verstehen. Du mußt nur das tun, was ich dir sage. Willst du es?«

»Ja, ich möchte.«

»Dann ist es gut. Wir werden keine Schwierigkeiten bekommen, das kann ich dir versprechen. Wenn der Bund einmal geschlossen worden ist, kann ihn niemand mehr trennen. Du darfst es dir als eine Ehre anrechnen, daß du für eine dieser großen Aufgaben ausgewählt worden bist. Nicht jede Person wäre in Frage gekommen, aber du bist geboren worden, um Geschichte zuschreiben. Irgendwann einmal werden die Menschen Angst vor dir haben, aber darüber wollen wir jetzt nicht reden. Du mußt mir nur vertrauen. Willst du das?«

»Ja, ich möchte.«

Romain Bloch legte seinen Arm um die Schultern des Mädchens und drückte es an sich. Er sah noch einmal zu seinem Pferd hinüber, das friedlich graste. Die letzten Meter mußten sie ohne das Tier zurücklegen, denn der Wald wuchs wieder dichter zusammen.

Sie blieben beisammen, als sie sich ihren Weg durch das Unterholz bahnten. Angela preßte sich eng gegen den Körper des Mannes. Manchmal flog ein Schauer über ihren Rücken, wobei ihr dann eiskalt wurde, bis sie sich wieder an den Druck seiner Hand gewöhnte, der ihr eine so große Sicherheit gab.

Mit diesem Mann wäre sie überallhin gegangen, selbst in die weiteste Fremde.

Sie waren über eine Stunde geritten. So weit hatte sich Angela noch nie von ihrem Haus entfernt.

Und sie wunderte sich darüber, daß der Boden weicher wurde, die hohen Bäume verschwanden und sich auch die Form des Unterholzes veränderte. Es war nicht mehr so knorrig und bestand auch nicht aus einem Wirrwarr von Ästen. Farne und Ranken wuchsen auf dem feuchten Untergrund. Sie vernahm ungewöhnliche Laute. Das Quaken dicker Frösche, manchmal ein Summen, wenn Insekten durch die Luft schwirrten, und sie hörte auch das Gluckern und Geräusche, als würden Blasen zerplatzen.

»Wo führt Ihr mich hin?« wagte Angela zu fragen.

»Die Gräber meiner Ahnen liegen im Sumpf. Nahe einer Quelle.«

»Aber der Sumpf tötet Menschen.«

»Ja, das kann er, wenn man ihn nicht genau kennt. Nur keine Sorge, Angela. Ich kenne mich aus, ich weiß genau, was ich zu tun habe. Du wirst es schon merken.«

»Ihr seid in allem so sicher. So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Wenn man herrschen will, muß man Sicherheit ausstrahlen, meine Kleine.« Er blieb stehen, lächelte sie an und drückte sie dann nach rechts, wo sich ein schmaler Pfad durch dicht wachsendes Buschwerk zog und etwas anstieg.

Sie brauchten nicht mehr weit zu gehen, als Angela das sanfte Plätschern hörte und ihren Begleiter darauf aufmerksam machte. »Was hat das zu bedeuten?«

»Es ist die Quelle, von der ich dir berichtete.«
»Dann haben wir bald die Gräber der Ahnen erreicht?«
»Ja, sie liegen bei der Quelle. Man sagt ihr magische Kräfte nach.« Er lachte leise. »Glaubst du an Magie, kleine Angela?«
Wie ein kleines Kind schlug sie gegen ihren Mund. »Nein, an so etwas darf man nicht glauben. Es ist furchtbar, das wurde mir immer wieder gesagt. Magie…«
»Kann eine Wohltat für die Menschen sein, Angela. Ich weiß das. Ich bin mit berühmten Männern und mächtigen Magiern zusammengekommen und habe mit ihnen darüber gesprochen. Die Magie ist wie ein Feuer. Hat es dich einmal erfaßt, brennt es immer weiter, ohne daß du es löschen kannst. Du wirst damit leben können, denn es wird dir auch die Kraft geben, den Tod zu überwinden.«
»Gütiger Himmel, wie sprecht Ihr?«
Blochs Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Gib dir keine Mühe, es zu begreifen. Nimm das Gesagte einfach hin, und jetzt komm weiter, die Gräber meiner Ahnen warten.«
Angela schauderte, wagte jedoch keinen Widerspruch. Willig ließ sie sich von dem Mann führen, der ihr Gatte werden sollte. Bei einer Trauung in finsterer Nacht, unter freiem Himmel und an den Gräbern seiner Ahnen. Es kam ihr vor wie ein Traum. Wobei sie nicht einmal wußte, ob sie ihn als gut oder böse einstufen sollte.
Schon bald wurden sie nicht mehr von den hohen Bäumen begleitet. Nur lichtes Gras wuchs rechts und links des Pfads und manchmal einverkrüppelter Busch.
Angela blickte zum Himmel hinauf. Er wirkte so unendlich und zeigte eine dunkelgraue Farbe. Die Gestirne standen wie gemalt am Firmament, und der Mond leuchtete zwischen ihnen wie ein kreisrundes, blasses Auge, das alles beobachtete, Trauer erfaßte sie urplötzlich. Angela dachte daran, daß sie möglicherweise dieses Bild zum letztenmal in ihrem Leben sah. Sie wußte selbst nicht, wie sie zu dieser Annahme kam. Der Herzschlag raste, sie tastete nach der Hand ihres Begleiters und flüsterte: »Bitte, haltet mich fest. Haltet mich für immer fest!«
»Was ist?«
»Entschuldigt, mir war soeben…«
»Keine Sorge, wir sind schon da.«
Sie hatten eine kleine Anhöhe erreicht, und Romain Bloch streckte seinen Arm aus. Er schwenkte ihn nach links und wies auf eine schmale Felswand, die aus dem saftigen Boden in die Höhe wuchs.
Zahlreiche Risse zeigte sie, und dicht unter ihrem »Dach« ein Loch. Ein Wasserstrahl schoß aus der Felswand in ein kleines Becken. Es hatte einen Überlauf, durch den das Wasser in den Sumpf lief.
»Das ist die Quelle!« flüsterte Romain. In seiner Stimme schwang

Ehrfurcht mit.

»Und wo sind die Gräber Eurer Ahnen?« erkundigte sich Angela.

»Du stehst auf ihnen.«

»Was?«

Er nickte lächelnd. »Sie liegen unter diesem Boden an der magischen Quelle. Ihre Seelen erfüllen den Sumpf, und sie sind bereit, dich zu empfangen, wenn wir den Bund für alle Zeiten geschlossen haben, meine Liebe. Man hat mich für diese Aufgabe ausgesucht. Ich werde sie auch durchführen, und ich bin mir meiner Verantwortung sehr wohl bewußt, die ich zu tragen habe.«

»Was soll ich tun?« fragte Angela. »Dreh dich zu mir hin und sieh mich an!«

Das tat sie ohne Widerspruch. Romain schaute sie so seltsam an, daß sie unter seinem Blick nicht nur erschauderte, sondern auch etwas spürte, das in ihrem Körper ein gewisses Begehren entfachte.

Romain Bloch streckte ihr die Hände entgegen und legte sie dorthin, wo zwei Spangen die beiden Mantelhälften zusammenhielten.

Er öffnete sie.

Der Mantel rutschte von ihrer Schulter und faltete sich hinter ihr zusammen. Darunter trug sie ein schlichtes Kleid, das an einigen Stellen Flicken zeigte. Es wurde durch dunkle Knöpfe von unterschiedlicher Größe geschlossen, in Höhe der Taille befanden sich auch zwei kleine Häkchen.

Romain machte sich an den Knöpfen zu schaffen. Er fing mit dem ersten dicht unter dem Hals an und ließ ihn mit einer geschickten Drehung aus dem Knopfloch gleiten.

So ging es weiter.

Der zweite und der dritte Knopf wurden geöffnet. Das Mädchen stand unbeweglich auf dem Fleck.

Es hatte die vollen Lippen zu einem verloren wirkenden Lächeln verzogen. Die Augen wirkten ein wenig verdreht, als würden sie nach innen und nicht nach außen sehen.

Beim Öffnen des fünften Knopfes lief ein Zittern über ihren Körper. »Was tut Ihr da?«

»Ich ziehe dich aus.«

»Nein, das ist… das hat noch nie ein Mann…«

Sie wollte zurückweichen. Es blieb beim Vorsatz, denn Romain hatte seine Hand auf ihre rechte Schulter gelegt und machte mit der linken weiter.

Angela wagte nicht, sich zu rühren. Sie wollte auch keinen Widerstand leisten, da sie mittlerweile das ungewöhnliche Gefühl übermannt hatte, das ihr erst seit einigen Wochen so intensiv bekannt war. Angela leistete auch keinen Widerstand, als der Mann die Häkchen an der schlanken Taille öffnete. Er brauchte jetzt nur noch

seine Finger unter den Stoff zu schieben, um das Kleid zu Boden flattern zu lassen. Es blieb im feuchten Gras liegen.

Obwohl es nicht kalt war, fror Angela. Sie stand in ihrem Unterhemd da, das aus zwei verschiedenen Stoffen zusammengenäht war, und schämte sich. Ihre Arme hielt sie vor der Brust gekreuzt, aber sie wehrte sich nicht, als Romain Bloch nach ihren Handgelenken faßte und die Arme so auseinanderbog, daß sie schließlich an beiden Seiten des Körpers herabhingen.

Er zog Angela das Hemd aus!

Sie spürte den Stoff über ihre nackte Haut gleiten, stöhnte unterdrückt auf, schloß die Augen und konzentrierte sich nur noch auf die Hände des Mannes, die streichelnd und fordernd über ihren vollerblühten Körper glitten und auch die intimen Stellen nicht ausließen.

Als Romain ihr auch noch das letzte Kleidungsstück auszog, begann sie zu schluchzen, aber seine warm klingende Stimme nahm ihr die Scham vor dem eigentlich Fremden.

»Du bist schön, Angela. Du bist schöner, als ich dachte. Ich habe genau das Richtige getan.« Er nickte zu seinen Worten. Diese Bewegung bekam Angela mit, weil sie genau in dem Moment ihre Augen öffnete und ihn anstarrte.

Er lächelte. Das Mondlicht fiel über die Ahnenstätte und ließ beide Menschen ungewöhnlich blaß erscheinen. Angela hatte eine Gänsehaut bekommen. Die knospenhaften Brustspitzen richteten sich auf. Angela versuchte jetzt auch nicht mehr, ihre Blößen zu verdecken.

Statt dessen konzentrierte sie sich auf die Stimme des vor ihr stehenden Mannes. »Ich hatte versprochen, mit dir den Pakt zu schließen, kleine Angela. Daran werde ich mich auch halten. Wir beide werden bald eins sein, aber anders, als du es dir vorstellst.«

»Wie meint Ihr das?«

»Komm her…«

Angela zögerte noch, aber der Mann ließ nicht locker. Er winkte, bis sie zu ihm trat und sich auch nicht wehrte, als er sie anfaßte, wobei sich ihr Begehren noch steigerte.

Das Mädchen ließ sich nieder. »Ja«, flüsterte es dabei, »ja, du sollst es tun. Ich will es haben. Jetzt, hier auf der Stelle.« Mit dem bloßen Rücken sank sie in das weiche, feuchte Gras, dessen Halme ihre Haut kitzelten.

Ihr kam es vor wie das Streicheln weicher Federn, wobei die Berührungen der Männerhände ebenso weich und tastend waren. Gelangte man so in den Himmel der Liebe?

Erwachsene hatten davon gesprochen. Angela durfte diese Gespräche nicht hören, aber sie hatte ihnen heimlich gelauscht. Ihr Blut kochte.

Überall kribbelte es, ihr Schoß schien dabei in Flammen zu stehen, und sie hielt die Augen geschlossen. Sehen wollte sie nicht, nur spüren. Sie wartete auf das Wasser, das ihr Feuer löschte.

»Schau mich an!« flüsterte Romain Bloch rauh.

Angela öffnete die Augen. Sie sah sein Gesicht. Zuerst die Stirn. Dann glitt ihr Blick weiter über die Nase und den kleinen Oberlippenbart zum gierig geöffneten Mund.

Zwei Zähne ragten aus den Mundwinkeln hervor. Ungewöhnliche Zähne.

Vampirhauer!

***

Es gab die Schauergeschichten derjenigen Erzähler, die über ihre Erlebnisse berichteten, die sie mit Vampiren gehabt hatten. In fremden Ländern, wo die Wälder noch dichter waren und die Friedhöfe viel älter als in Deutschland, sollten Wesen hausen, die eigentlich tot sein mußten, aber dennoch lebten, weil sie zu einer ewigen Unruhe verdammt worden waren und sich nur noch vom Blut der anderen ernähren konnten.

Das waren die Wesen, die man Vampire nannte!

Und Romain Bloch gehörte zu ihnen. Dieser Edelmann, der so ritterlich sein konnte, dem sie vertraut hatte, und dessen Wandlung sie einfach nicht fassen konnte.

Es dauerte seine Zeit. Deshalb malte sich das Erschrecken in ihrem Gesicht nur allmählich ab. Mit dem Begreifen kam die Angst. Das Blut verließ ihren Kopf, so daß die Haut die gleiche Farbe annahm wie die des Mannes.

Er sprach mit offenem Mund und fragte mit rauher Stimme: »Weißt du jetzt, wer ich bin?«

Angela starrte auf die Zungenspitze. Sie bewegte sich zwischen den beiden Blutzähnen. Es fiel ihr schwer, eine Antwort zu geben. Die Kehle saß zu.

So glichen ihre Worte auch mehr einem Krächzen, als sie erwiderte: »Du bist ein Blutsauger.«

»Ja, das bin ich. Und ich werde dein Blut trinken. Ich habe dir versprochen, mit dir einen Pakt einzugehen, der bis über dein Lebensende hinausgeht. Dabei meine ich das Ende deines normalen Lebens. Nicht das Ende überhaupt, denn du wirst weiterleben und erwachen, wenn andere Mächte es so wollen. Für dich haben wir eine Aufgabe vorgesehen. Du wirst dich um ihn kümmern, ihn nähren und auch großziehen, aber das, meine liebe Braut, wird erst später, viel später geschehen.«

»Warum?« hauchte sie. »Warum das alles?«

»Frag nicht, kleine Angela, nimm es hin. Sei glücklich, daß du leben

kannst.«
Romain Bloch beugte seinen Kopf ihrem Gesicht entgegen, als wollte er sie küssen. Sie spürte den Druck seines Körpers auf sich wie einen schweren Fels.
Er streifte nicht einmal die Lippen des jungen Mädchens. Der Vampir hatte etwas ganz anderes vor.
Er wollte das tun, was er tun mußte.
Sein Mund glitt seitlich am Kinn der Liegenden vorbei, bis er die zarte Haut des Halses dicht vor sich sah. Unter ihr zeichnete sich eine mit Blut gefüllte Ader ab.
Sie wollte er haben.
Angela drückte sich ihm entgegen, als sie den scharfen, gleichzeitig süßen Schmerz an ihrem Hals spürte. Sofort danach den Druck der Lippen. Sie glaubte sogar, das Blut sprudeln zu hören, doch es waren nur die saugenden und schmatzenden Geräusche des Vampirs, der ihren kostbaren Lebenssaft trank.
Es dauerte nicht sehr lange, bis sie die große Müdigkeit übermannte. Sie war anders als die normale, die am Abend kam und Angela hinübertrug in den Schlaf.
Viel quälender, viel tiefer. Sie brachte auch keine Träume. Angela hatte den Eindruck, in einen tiefen Abgrund zu fallen, aus dem es kein Emporsteigen mehr gab…

***

Dennoch stieg sie wieder hoch!
Zu vergleichen mit einer kleinen Flamme, die irgendwo in der Tiefe des Raumes angezündet wurde, neue Nahrung fand und sich immer mehr in die Höhe fraß, bis aus dem winzigen Flämmchen ein Brand entstanden war.
Angela richtete sich auf. Nicht geschmeidig oder elegant, bei ihr sah es puppenhaft aus und so, als wäre in ihrem Körper eine Mechanik eingeschaltet worden.
Sie blieb im feuchten Gras sitzen, stierte nach vorn und sah in die tiefen Schatten der Nacht. Am Himmel waren dicke Wolken aufgezogen. Der Westwind hatte sie herangetragen, so daß sie den Mond und auch einen Teil der Gestirne verdeckten.
Angela aber suchte den Mond. Sie stand jetzt auf und wischte ihre feuchten Hände am Stoff des Kleides ab. Daß sie einmal nackt gewesen war, daran erinnerte sie sich nicht mehr. Wie eine Mondsüchtige schritt sie weiter, den Kopf in den Nacken gelegt und mit den Blicken den Himmel absuchend.
Dann sah sie ihn.
Er war nur ein bleicher Fleck, hatte sich hinter einem Schleier aus Dunst verborgen, aber für die Untote war er wie eine Lebensflamme.

Sie starrte ihn an. Weit waren ihre Augen geöffnet, die Lippen zurückgeschoben, und aus dem Oberkiefer wuchsen zwei kleine Spitzen hervor.
Ihre Blutzähne!
Sie war zu einer echten Vampirin geworden. Der Fluch hatte sich bei ihr erfüllt, und sie würde, wenn sie überleben wollte, auch weiterhin Blut trinken müssen.
Torkelnd ging sie weiter. Das Laufen fiel ihr schwer. Schon nach wenigen Schritten stolperte sie über eine Unebenheit auf dem Boden und fiel aufs Gesicht.
Der weiche Untergrund dämpfte den Fall, aber sie hätte auch auf Stein schlagen können, Schmerzen hätte sie nicht einmal im Ansatz gespürt. Wie tot blieb sie liegen und sah nicht, daß sich über der Quelle am oberen Ende der Felswand ein Schatten abzeichnete, der regungslos stehenblieb und auf die Lichtung hinabstarrte.
Es war Romain Bloch.
Er sah die Blutsaugerin und sprach mit lauter Stimme: »Steh auf. Hoch mit dir! Du bist diejenige, die ich auserwählt habe. Du hast das Erbe übernommen, und es wird die Zeit kommen, wo du es antreten mußt. Hast du gehört?«
Ja, sie hatte ihn gehört, aber sie regte sich nicht. Sie lauschte dem Klang der Stimme nach. Das Timbre erinnerte sie an etwas. Ja, sie kannte die Stimme. Tief in ihrer Erinnerung formten sich die Dinge zu einem Bild zusammen.
Man hatte sie gerufen.
Und sie würde gehorchen!
Dieser Stimme konnte sie nicht ausweichen. Sie mußte ihr folgen, denn sie war ihr Herr.
Angela winkelte die Arme an, stützte die Handflächen auf den feuchten Boden und stemmte sich hoch. Um auf die Beine zu gelangen, gab sie sich selbst Schwung, blieb dann schwankend stehen, stierte schräg über die plätschernde Quelle hinweg und erkannte den Schattenriß ihres Gebieters, der seinen rechten Arm ausstreckte und auf sie zeigte.
»Du bist jetzt eine der unsrigen. Ich werde dich aufnehmen in den Grabgesang der Ahnen. Hör genau zu, wie sie dich willkommen heißen…«
Angela wagte nicht, sich zu rühren. Sie spitzte die Ohren. Sekunden der tiefsten Stille vertropften.
Eine Zeit, in der sich die Dunkelheit noch mehr verdichtete und zu Schatten des Unheimlichen wurde.
Dann hörte sie den Gesang.
Wo er geboren wurde, darüber konnte sie nichts sagen. Er drang aus den Tiefen des Bodens zu ihr hoch, aber sie hatte den Eindruck, als

würde er aus dem düsteren, wolkenverhangenen Himmel wie ein mächtiger Chor auf sie niederfallen.

Süßlich, dennoch mächtig und berauschend drang der Singsang aus der Erde. Es waren manchmal schreiende Stimmen, die ihr Leid klagten, als würden sie unter furchtbaren Schmerzen leiden. Auch Schreie vernahm sie. Spitz, schrill, dann wieder jaulend. Dazwischen die Sphärenklänge eines Totengesangs oder schluchzende Laute, die in kleine Pausen hineinstießen.

Angela konnte nicht sagen, wo die Toten lagen. Sie sah keine Grabsteine, aber dort, wo der Wasserstrahl in das Felsbecken spritze, hörte sich der Gesang viel deutlicher an.

Angela drehte sich im Kreis. Sie spreizte dabei die Arme ab, legte den Kopf in den Nacken und schaute hoch zur Mondscheibe, die von den grauen Wolken freigefegt worden war.

Er war ihr Kraftspender, und sein fahles Silberlicht verdichtete sich zu einem Schleier, der die einsame Gestalt auf der Lichtung umwob wie ein dünner Mantel.

Angela öffnete den Mund so weit wie möglich. Hell und bleich schimmerten dabei ihre Zähne. Sie wollte das Mondlicht aufsaugen, es trinken, um die Kraft zu erhalten, die ihr ein ewiges Leben ermöglichte.

Die Toten sangen weiter…

Sie begleiteten ihre tanzenden Bewegungen, sie forcierten den Rhythmus, und von der Felsleiste her schaute Romain Bloch so lange kaltlächelnd zu, bis der Gesang mit einem letzten Klagen verstummte und sich die Stille ausbreitete.

Totenruhe wehte über die Lichtung…

Zum erstenmal erklang wieder die Stimme des Gebieters. »Warte auf mich, Angela, ich werde zu dir kommen.« Mit dem Lachen breitete Romain seine Arme aus und sprang.

Angela starrte ihm nach. Sie hatte den Eindruck, als würde er schweben und wesentlich langsamer als ein normaler Mensch fallen, aber er blieb in seiner Gestalt und kam dicht vor ihren nackten Füßen federnd auf. Aus der Hocke schnellte er hoch, schaute sie mit glitzernden Augen an und nahm ihr Gesicht in beide Hände. »Ja, meine Teure, jetzt ist es soweit.«

Angela hatte ihn zwar verstanden, aber nicht begriffen. Schon seit geraumer Zeit wunderte sie sich über das Verlangen, das in ihrem Innern tobte.

Es war ein Gefühl, das sie bisher noch nie empfunden hatte. Ein unstillbarer Drang nach etwas Besonderem. Es fiel ihr schwer, darüber nachzudenken, schließlich hatte sie die Lösung gefunden.

»Blut…«, formulierte sie rauh und kratzig das Wort tief in der Kehle. »Bekomme ich jetzt Blut?«

Das letzte Wort hatte sie lauter gesprochen, um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen.

»Nein!«

Knallhart schleuderte ihr Romain die Antwort entgegen. »Du wirst kein Blut bekommen. Nicht jetzt. Erst hast du eine Aufgabe zu erledigen. Später, wenn deine Zeit gekommen ist, kannst du dir das Blut holen. Dann darfst du es trinken und dich damit stärken. Dann mußt du die Menschen anfallen, denn die Kräfte, die du für deine Aufgabe benötigst, sind übermenschlich.«

»Wann ist später?«

Romain Bloch hob Hände und Schultern. »Zeit ist für dich nicht mehr von Bedeutung. Ich habe nur die Aufgabe, dich zu dem zu machen, was du nun bist. Das Buch des Schicksals wird weitergeführt, und es werden auch die Seiten aufgeschlagen, die dich betreffen. Da brauchst du keine Sorgen zu haben.«

Die Untote senkte den Blick. »Ich habe dich verstanden, und ich werde auch gehorchen. Aber wo soll ich solange bleiben?«

»Ich führe dich hin…«

»Ist es…?«

»Nein, es ist kein Haus, auch keine Burg oder ein Verlies.« Ohne die konkrete Antwort zu geben, streckte er seinen Arm aus und spreizte die Hand. »Faß sie an und folge mir.«

Willig ließ sich die Untote mitziehen. Sie ging wie ein Kind hinter dem Mann her. Er führte sie an der Quelle vorbei und auch an der Felswand. Wenig später bogen sich die Zweige der Büsche, als sie die beiden Gestalten verschluckt hatten.

Nichts erinnerte mehr auf der Lichtung daran, was sich dort Unheimliches abgespielt hatte.

Die beiden untoten Gestalten aber drangen tiefer in das feuchte Gelände ein, dessen Untergrund noch weicher und auch schwammiger wurde, ein Zeichen, daß sie sich dem großen Sumpfgebiet näherten. Manchmal wichen sie kleinen Tümpeln aus, die in der Finsternis nicht mehr grünbraun, sondern mattgrau schimmerten.

Schlafende Vögel erschreckten sich und flatterten hoch, wenn die Geräusche zu laut wurden.

Sumpfgras zitterte im Wind oder bewegte sich wellenschlagend.

Angela stellte keine Frage mehr. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden und wußte, daß sie ihrem Führer restlos vertrauen konnte. Der ging mit ihr auf eine Erhebung zu. Sie stach wie ein Buckel aus dem tückischen Sumpf.

An der höchsten Stelle blieben sie stehen. Das Gras wuchs an ihren Beinen hoch und erreichte fast die Knie. Romain Bloch drehte den Kopf. »Hier genau ist es.« Er deutete über den Sumpf. »An dieser Stelle wirst du deine Ruhestätte finden.«

»Im Moor?« fragte sie noch einmal nach.

»Ja, in der Tiefe des Moors. Aber nicht alles, was es verschlingt, ist für immer tot, daran solltest du denken, und diesen Satz möchte ich dir zum Abschied mitgeben.«

Das Wort Abschied wollte nicht in ihren Sinn. Nein, nicht jetzt schon, wo es gerade angefangen hatte. Angela drehte sich zu Bloch herum und kam ihm mit dieser Bewegung genau entgegen.

Blitzschnell packte er zu und hob sie an, so daß sie auf seinen Armen lag.

Angela wollte ihre Arme um den Hals des Vampirs schlingen, aber es war bereits zu spät. Er hatte schnell reagiert und sie von sich geschleudert.

Wie ein großer, flügellahmer Vogel kreiselte sie durch die Luft, überschlug sich einmal, glitt in einen Halbkreis hinein und klatschte einen Lidschlag später auf die dunkle Oberfläche des ruhig daliegenden Sumpfs, so daß Wasser in die Höhe spritzte. Die einzelnen Tropfen glänzten im Mondlicht.

Angela schrie nicht, sie schlug nur um sich. Paddelte dabei wie ein junger Hund im Wasser, aber der Sumpf kannte kein Pardon.

Unter dem Wasser lauerte der zähe, zupackende Schlamm, gegen den auch ein Vampir machtlos war. Schräg wurde Angela in die trübe Brühe hineingezogen. Noch einmal meinte es der Wind gut und vertrieb die Wolken, so daß die bleiche Mondscheibe zu sehen war.

Ihr Licht fiel auf den Sumpf und auf ein Gesicht, das wie eine gespensterhafte Erscheinung auf der Oberfläche zukleben schien. Sogar die weit geöffneten Augen und der aufgerissene Mund waren zu erkennen.

Ein Stück der Schulter ragte noch hervor, ein Arm. Der Sumpf zog weiter. Er zerrte gnadenlos, gab keinem eine Chance, weder Mensch noch Tier.

Wellen entstanden. Zwei schwarze Vögel wischten wie Todesschatten dicht über den Kopf der Untoten hinweg, die noch einmal den Kopf drehte und zu demjenigen hinstarrte, der sie zu einer Blutsaugerin gemacht hatte.

Romain Bloch stand auf dem Buckel und hatte die Hand zum Gruß erhoben.

Er lachte abgehackt, bevor er ihr einen letzten Abschiedsgruß zuschickte.

»Denke an die Aufgabe, die noch vor dir liegt. Irgendwann ist es soweit - irgendwann…«

Bei der letzten Silbe griff der Sumpf zu und verschlang die Untote wie ein gewaltiges Maul…

***

Bloch wartete noch einige Minuten. Er zog den Mantel fester um seine hagere Gestalt, damit der Wind den Stoff nicht zu sehr aufflattern ließ. Das Gesicht des Vampirs war bleich wie der Mond. Er fühlte sich satt, er hatte das Blut des jungen Mädchens getrunken und konnte von diesem »Mahl« eine Weile zehren.

Die Gräber der Ahnen und der Sumpf waren das Gelände, in dem er sich wohl fühlte. Er würde des öfteren zurückkehren, um es zu kontrollieren. Zunächst einmal wollte er sich verstecken, weil er bereits zuviel Aufsehen erregt hatte. Die Menschen in den umliegenden Dörfern waren mißtrauisch geworden. Unruhe hatte das Land erfaßt. Fremden gegenüber war man sehr skeptisch.

Und er war fremd.

Verlassen konnte er das Gebiet auch nicht. Wenn es soweit war, wenn er endlich kam, dann sollte nicht nur Angela da sein, auch Romain wollte ihn sehen und ihm dienen.

Leider konnte er nicht in die Zukunft schauen und die genaue Zeit angeben. Das Buch des Schicksals war zu verschlüsselt. Da wurde viel berichtet, aber wenig Genaues gesagt. So mußte er sich auf die lange Wartezeit gefaßt machen, die viele Jahrhunderte dauern konnte. Eines war sicher.

Er würde kommen!

Der Blutsauger wandte sich ab. Er wollte nicht länger seinen trüben Gedanken nachhängen. Es war jetzt wichtiger, das Gebiet zu verlassen. Sein Pferd wartete im Wald.

Romain Bloch ging den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Er passierte auch die Quelle und glaubte, aus ihrem Murmeln Stimmen zu hören.

Dieses geheimnisvolle Wasser hatte ihn schon des öfteren beschäftigt. Niemand wußte, wo es entsprang, vielleicht im Felsen, möglicherweise auch tief in der Erde oder in einer anderen Dimension.

Jedenfalls war es etwas Besonderes.

Wie ein Schatten tauchte er in die tiefe Dunkelheit zwischen dem Unterholz und den Stämmen der Bäume ein. Dieser Wald war sehr dicht, manchen Leuten auch nicht geheuer. Des Nachts traute sich kaum jemand hinein, und selbst die Köhler hatten ihre Hütten am Rand des Waldes errichtet. Es gab Stellen, wo die Natur so gewuchert war, daß es kein Durchkommen gab. Umgestürzte Bäume versperrten die Wege ebenso wie ein Wirrwarr von losgerissenen Zweigen und Ästen.

Auf sein Reittier konnte sich der Vampir verlassen. Das Pferd graste noch immer, schnaubte zur Begrüßung auf und schüttelte sich unwillig, als es der Vampir herumzog.

Geschmeidig schwang er sich in den Sattel. Noch einmal warf er einen Blick über die Lichtung, bevor er dem Tier die Hacken in die

Flanken drückte. Es sprengte fort und wurde langsamer, als der Wald auftauchte.

Wieder ritt er in die Düsternis hinein, die ihn umfing wie ein pechschwarzer Tunnel.

Zielsicher fand das Tier den Weg. So konnte sich der Vampir seinen düsteren Gedanken hingeben.

Seine Aufgabe hatte er erfüllt. Wie aber würde es weitergehen? Breiteten auch in Zukunft die schwarzmagischen Kräfte ihre Arme schützend wie Schwingen über ihn aus?

Er fand keine Antwort, schaukelte im Rhythmus der Gangart und wurde aufmerksam, als das Tier plötzlich schnaufte und sich dabei heftig der Kopf bewegte.

Sofort faßte Bloch nach den Zügeln und zog sie straff. Irgend etwas hatte das Tier erschreckt. Wenn es so reagierte, wollte es seinen Reiter warnen.

Durch Schenkeldruck brachte der Untote es zum Stehen. Er blieb im Sattel sitzen, ohne sich zu rühren. Als Vampir sah er in der Dunkelheit besser als jeder Mensch. Doch auch das half ihm nichts.

Die Finsternis war zu dicht. Sie stand zwischen den Bäumen. Was sich dort bewegte, waren nur Zweige und Blätter, die der leichte Wind streichelte.

»Weiter!« flüsterte er und beugte sich dabei zu den Ohren des Tiers hinunter.

Das Pferd wollte nicht. Es scharrte mit den Vorderhufen. Erst als der Druck stärker wurde, setzte es sich in Bewegung, und dies nur sehr unwillig.

Romain Bloch blieb wachsam. Er drehte seinen Kopf nach rechts und links, schaute auch mal zurück und war stets bereit, von einer Sekunde auf die andere aus dem Sattel zu springen.

Es passierte wenig später und traf ihn völlig überraschend. Unter den Vorderhufen des Pferdes gab der Boden plötzlich nach, so daß das Tier einknickte und einen Satz nach vorn machte.

Es sackte einfach weg.

Eine Fallgrube, dachte der Vampir noch, als er vor sich das Brechen der dünnen Zweige hörte. Dann schleuderte es ihn schon vom Pferderücken in die Tiefe. Er wollte sich noch an den Zügeln festhalten, aber das Leder rutschte ihm aus der Klaue, weil sich das Pferd so hektisch bewegte, um sich irgendwie zu fangen.

Es gelang ihm auch, denn der schwere Tierkörper fiel auf die rechte Seite.

Der Vampir aber prallte auf die dünne Oberfläche, die einbrach wie tauendes Eis.

Er spürte noch den Ruck, fiel in die Tiefe und schrie auf, denn er hatte sich überschlagen und konnte erkennen, was im Boden der

Fallgrube steckte.
Pfähle!
Mindestens ein halbes Dutzend. Geschnitzt aus bestem Eichenholz und mit den Spitzen nach oben zeigend.
Sie haben es also gewußt, dachte er. Die verdammten Dörfler waren schlauer, als er angenommen hatte.
Dann schlug er auf.
Es erwischten ihn nicht alle Pflöcke, aber die drei reichten auch. Sie bohrten sich an verschiedenen Stellen durch seinen Körper. Zweimal spürte er keinen Schmerz, doch der dritte Pfahl drang in sein Herz.
Da wollte es ihn zerreißen!
Er brüllte schaurig auf, so daß die Echos der Schreie durch die Fallgrube wetterten. Es war sein Tod, das Ende eines Blutsaugers, und seine letzten Gedanken galten Angela.
Sie hatte er noch ins Spiel gebracht, und davon wußten die Dörfler nichts, die ihre Verstecke verlassen hatten, am Rand der Fallgrube standen und zuschauten, wie der Körper des Blutsaugers allmählich braun wurde und verfaulte.
Der Pfarrer schlug ein Kreuzzeichen. »Dieser unselige Fluch ist dank eurer Mithilfe gelöscht worden.«
Die anderen nickten.
Doch sie und der Pfarrer sollten sich irren, auch wenn sie den Neubeginn nicht mehr erlebten, weil kein normaler Mensch zweihundert Jahre alt wird…

***

Warme und kalte Luft trafen auf einander, so daß gewaltige Kräfte frei wurden, die sich auch entluden. Es kam zu einem Gewitter.
Nicht nur das. Ein regelrechtes Unwetter tobte über dem Land und hüllte es in ein Wechselspiel aus Blitz, Donner, Regen, Hagel und sogar Schnee.
Die Gewalten schienen aus der tiefsten Hölle zu kommen. Sturmböen rüttelten an den Bäumen, rissen Zweige und Äste ab, als wären es tote Arme, schleuderten sie von sich und wühlten sich auch bis in das Gebiet hinein, wo der Sumpf lag und auf Opfer lauerte.
Der Wind peitschte das Gras, drückte die Spitzen der Oberfläche zu, wo sie eintauchten und von den Wellen des Sumpfwassers überrollt wurden. Die Blitze jagten ebenfalls in das Wasser oder fanden ihren gezackten Weg in die knorrigen Gebilde der Büsche.
Im Innern des Sumpfs tat sich etwas.
Blitz und Donner waren wie ein Ruf, der diejenige Person erreichte, die der Schlamm über lange Jahre festgehalten hatte.
Die Botschaft kam an…
In der Tiefe des Sumpfes öffneten sich lange Arme, um diejenige

freizulassen, die durch das Gewitter geweckt worden war. Kräfte verschoben sich, packten die Gestalt, drehten sie, richteten sie auf und schoben sie der Oberfläche entgegen, die sie sehr schnell durchbrach.

Zuerst erschienen zwei gespreizte Hände, an denen Schlamm und Wasser herabrann. Die Arme folgten, der Kopf mit den verklebten Haaren und ein wachsbleiches Totengesicht.

Bis zu den Hüften tauchte die Gestalt auf, begleitet von dunstigen Schaden, die der orkanartige Wind sofort wieder zerriß. Er peitschte auch die Haare hoch, ohne die einzelnen Strähnen jedoch lösen zu können. So wirbelte das schwarze Vlies um den Kopf der Frau mit dem bleichen Gesicht, die ihre Arme zur Seite hin ausstreckte, als wollte sie sich nach dem langen Schlaf zunächst einmal recken.

Sie stemmte sich gegen den Wind, öffnete plötzlich die Augen und starrte in den Himmel, wo die Gewalten tobten und der Sturm die Wolken hetzte.

Wieder war Vollmond.

Und den sah die Gestalt!

Eingroßes, rundes, gelbes Auge glotzte auf sie nieder, und sie spürte die gleiche Kraft wie damals in der Zeit, an die sie sich nicht mehr erinnern konnte.

Der Mond war ihr Freund!

So weit wie möglich drückte sie den Oberkörper zurück und starrte die Scheibe an. Groß und rund waren ihre Augen, der Mund stand offen, die beiden Vampirzähne rechts und links blitzten, und aus ihrem Rachen drang ein tierisch anzuhörender Schrei.

Er hallte in den Donner hinein, wurde von ihm verschluckt, übertönt, aber er war gleichzeitig ein Startsignal für Angela.

Die Welt hatte sie wieder, und das würden die Menschen zu spüren bekommen.

Sie schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihren Körper gegossen. Dann setzte sie sich in Bewegung. Zuerst sehr schwerfällig, weil sie den Sumpf durchwaten mußte, dann hatte sie sich an den Widerstand des Wassers und den aufgewühlten Schlamm gewöhnt und lief dorthin, wo sich der Grashügel aus dem Sumpf erhob.

Wie damals…

Als sie ihn sah, kehrten die Erinnerungen zurück. Sie dachte an den Vampir, der ihr das Blut ausgesaugt hatte, und ihr fielen auch wieder seine Worte ein.

»Wenn du erwachst, wird *er* geboren sein!«

Aber wer war er?

Angela überlegte. Er deutete auf ein männliches Wesen hin. Da gab es viele, nur konnte sie sich nicht vorstellen, wer genau mit dem Begriff *er* gemeint war.

Vielleicht derjenige, der über allem thronte und die Fäden des Bösen

in den Händen hielt.

Das war der Teufel…

Angela verließ den Sumpf. Ihr Kleid war naß und schmutzig. Das brackige Wasser rann über ihre Gestalt. All das berührte sie nicht mehr. Sie wollte alles daransetzen, um *ihn* zu finden.

Und noch etwas kam hinzu.

Sie brauchte Blut…

***

Mein Gegenüber lächelte mich an, während er gleichzeitig nickte. »Jetzt sind wir also wieder zusammen, John. Hätte nicht gedacht, daß es so schnell gehen würde.«

Ich lächelte zurück. »Wenn man so viele Gemeinsamkeiten hat wie wir beide, Abbé, ist das ganz natürlich, daß wir uns des öfteren sehen. Wir bekämpfen beide die gleichen Gegner und kommen eben immer wieder zusammen. Das liegt auf der Hand.«

»Leider sind es keine frohen Stunden.« Abbé Bloch lehnte sich zurück. Der alte Stuhl knarrte, als wollte er sich beschweren, weil der Abbé ihn so stark malträtierte.

Wir beide kannten uns recht gut. Dennoch wußte ich nicht, wie alt der Abbé nun war. Er ließ sich auch schlecht schätzen. Er konnte 50, aber auch 60 sein. Sein Haar hatte einen grauen Schimmer, aber graue Haare haben auch schon manchmal Dreißigjährige. Das Gesicht wirkte glatt, fast asketisch. Die Augen waren sehr hell, obwohl sie manchmal auch einen dunklen Schimmer annehmen konnten.

Weshalb mich der Abbé nach Frankreich gerufen hatte, wußte ich nicht.

Angeblich ging es um seine Person, aber auch mich würde der Fall berühren. Bloch war allein gekommen und hatte auf seine Templer-Brüder verzichtet. Wie fast immer trug er seine dunkle Kleidung. Äußerlich war ihm nicht anzusehen, welcher Bruderschaft er angehörte, daß er zudem ein Gejagter war, auch nicht.

Eine andere Templer-Gruppe, die Diener Baphomeths, wollte die Vereinigung der positiven Templer vernichten und jagte deshalb hinter ihnen her wie der Teufel hinter der Seele. Gelungen war es ihnen bisher noch nicht, aber die Templer um Abbé Bloch hatten schon Niederlagen einstecken müssen. Bei der letzten war ich dabeigewesen. Weder der Abbé noch ich hatten die Geburt oder Wiedergeburt Baphomeths verhindern können. Zudem stand dieser Kindteufel unter dem Schutz der vier mächtigen Horror-Reiter, und gleichzeitig deckte ihn ein ebenfalls gefährlicher Gegner von uns.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star.

Der Grund seines Kommens hatte etwas mit der einen oder anderen Sache zu tun, dessen war ich mir sicher.

Wir saßen uns im Zimmer eines kleinen Hotels am Rande der Vogesen gegenüber, auf der französischen Seite des Rheins. Von hier aus sollte es nicht mehr weit bis zum Zielort sein, hatte mir der Abbé erklärt. Am anderen Tag wollten wir hinfahren.

»Und du hast deine Leute tatsächlich nicht als Rückendeckung mitgebracht?« fragte ich ihn.

Bloch schüttelte den Kopf und schaute auf den Gewürztraminer, der im Weinglas schimmerte.

»Nein, diese Sache geht nur mich allein etwas an.«

»Dennoch bin ich hier!«

»Ja, ich wollte meine Freunde damit nicht behelligen, weißt du. Irgendwo hat jeder Mensch einen gewissen dunklen Punkt in seiner Vergangenheit.«

Ich blickte gegen das kleine Fenster mit den karierten Vorhängen an den Seiten. »Und du hast deinen herausgefunden?«

»Nein nicht meinen. Mit mir persönlich hat das nichts zu tun.«

»Mit wem dann?«

Die Augen des Abbé verdunkelten sich. Er stand auf, ging zum Fenster, wandte mir den Rücken zu und starrte durch die Scheibe auf die schneebedeckten Berge der Vogesen. Ich unterstellte dem Abbé bei seiner Haltung keine Absicht, wahrscheinlich brauchte er Zeit, um sich zu sammeln.

»Du, John, bist einer der wenigen, die mein Problem verstehen können.«

»Und wie lautet das?«

»Ich habe Ahnenforschung betrieben.«

Da lag er genau richtig. Ahnenforschung interessierte mich tatsächlich, denn ich war ein Mensch, der schon einige Male gelebt hatte. Unter anderem als Hector de Valois, der einstmals ein Führer der Templer war, mein Kreuz besessen hatte und jetzt als silbernes Skelett in der Kathedrale der Angst lag. Er hatte sein Leben lang versucht, das Rätsel des Dunklen Grals zu lüften, hatte auch einiges erreicht, war aber nie zum Ziel gelangt.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Nur das Schnicken des Feuerzeugs unterbrach die Stille im Raum.

»Du sagst nichts, John?«

»Ich kann dir nur recht geben. Auch mich interessiert die Ahnenforschung. Wie du weißt, sind einige interessante Tatsachen dabei herausgekommen.«

»Zu denen man dir nur gratulieren kann.«

»Das bezweifle ich. Manchmal bin ich mir nicht sicher, ob ich es als Fluch oder Segen ansehen soll.«

»Nimm es als Segen hin und als eine Verantwortung, die du zu tragen hast.« Er drehte sich abrupt um. »Bei mir jedoch liegt die Sache

anders.«
Ich sah ihn durch den Rauch an. »Und wie?«
Er kam wieder auf den Tisch zu und nahm auf dem knarrenden Holzstuhl Platz. »Einer meiner Vorfahren war, das habe ich einer alten Chronik entnommen, ein Vampir. Und er hieß Bloch. Romain Bloch.«
Ich starrte den Abbé an. Sekunden vergingen. »Bist du dir da sicher?«
»Absolut.«
»Ein Vampir«, flüsterte ich. »Blutsauger können viele Jahrhunderte leben, das weißt du.«
»Sicher.«
»Lebt dieser Vampir noch? Hast du mich deshalb gerufen, damit ich ihn pfählen kann?«
»Nein, John, das hätte auch ich geschafft. Der Grund meines Hilferufes war ein anderer. Ich habe den Eindruck, daß sich in der Gegend, in der mein Ahnherr gelebt hat, große Dinge tun. Wie ich vorhin sagte, mit Romain Bloch werden wir nichts zu tun haben, er ist vernichtet worden, das weiß ich aus der Chronik, aber da ist eine andere Sache passiert, die mir zugetragen wurde.«
»Jetzt machst du es aber spannend.«
»Wenn du es so empfindest, war es nicht meine Absicht. Wenn ich dir die Geschichte erzähle, sieht es im ersten Augenblick so aus, als hätte sie mit Romain Bloch nichts zu tun, aber daran will ich einfach nicht glauben. Außerdem verlasse ich mich auf mein Gefühl, das mir genau das Gegenteil sagt.«
»Raus damit.«
»Ich hörte von der bösen Angela.«
»Von wem bitte?«
Abbé Bloch lachte leise auf. »Die böse Angela ist eine Figur, eine Mär, eine Legende - möglicherweise, betone ich. Es kann auch eine Tatsache sein, denn es soll Menschen geben, die sie gesehen haben und davon reden, einem Vampir begegnet zu sein.«
»Und dieses Treffen haben die Leute überlebt?«
Der Abbé nickte. »Das ist mir auch ein Rätsel. Jedenfalls baue ich die Geschichte an der Existenz dieser Person auf. Deshalb habe ich dich auch herkommen lassen. Die böse Angela und mein Ahnherr, der ein Vampir gewesen ist. Wo gibt es da einen Zusammenhang?«
Ich lächelte spärlich. »Möglicherweise überhaupt nicht.«
»Kann sein, muß aber nicht. Du hast dich oft genug auf dein Gefühl verlassen, John. Diesmal verlasse ich mich auf meines. Ich glaube fest daran, daß mehr hinter der Sache steckt, und möchte mich auf die böse Angela konzentrieren.«
»Dann laß mal hören.«
»Viel weiß ich auch nicht. Diese Legende ist ziemlich neu und gleichzeitig auch alt. Ich fand die ersten Spuren in der Chronik, die ich

gelesen habe. Darin wurde nicht nur über meinen Ahnherrn geschrieben, auch über eine Person, die als Ziehtochter eines Köhlers aufwuchs. Mein Ahnherr ist einige Male mit ihr zusammen gesehen worden. Frag mich nicht, wo. Vielleicht in einer Hütte oder in einem Wald, jedenfalls haben sich Zeugen daran erinnert, als man die Chronik niederschrieb und Angelas Beziehung zu meinem Ahnherrn herausfand.«

»Was geschah mit ihr?«

»Ha.« Der Abbé lachte kurz. »Das ist eben das große Rätsel. Angela verschwand.«

»Ging sie weg?«

»Nein, aber sie kam nicht zurück, als man Romain Bloch pfählte. Die Menschen, die sich zusammengefunden hatten, um ihn zu töten, hatten ihn mit Angela in einem Waldstück verschwinden sehen. Sie sind ihnen nicht gefolgt, weil dieser Wald oder ein bestimmter Ort darin einen unheimlichen Ruf besitzt. So warteten sie auf die Rückkehr der beiden, aber nur Romain ritt den Weg zurück und geriet in eine Fallgrube, in der angespitzte und aufrecht stehende Eichenpflöcke den Boden bedeckten. Er fiel hinein, wurde aufgespießt und getötet. Was mit Angela geschehen ist, konnte niemand sagen.«

»Hat man nicht nach ihr gesucht?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls erwähnt die Chronik nichts dergleichen. Ich habe mir das Gebiet einmal auf der Karte angeschaut. In der Nähe existiert ein Sumpfgebiet. Auch der Ort, zu dem die beiden geritten sind, befindet sich nicht weit davon entfernt. Möglicherweise hat der Sumpf das Mädchen verschluckt.«

Ich runzelte die Stirn. »Und trotzdem ist Angela in heutiger Zeit gesehen worden?«

»Ja.«

Ich kniff ein Auge zu. »Eigentlich nicht möglich - oder was meinst du dazu?«

»So sieht es zu Beginn aus. Denkt man länger darüber nach, sieht die Sache anders aus.«

»Und wie bitte?«

»Kann sie nicht zurückgekehrt sein?«

»Aus dem Sumpf?«

»Weshalb nicht, John? Du hast doch auch schon mit lebenden Moorleichen zu tun gehabt.«

»Das allerdings.«

»Ich gehe davon aus, daß diese Angela, aus welchen Gründen auch immer, zurückkehrte.«

»Und gesehen worden ist.«

»Genau.«

»Dann werden wir sie suchen.« Ich blickte auf meine Uhr. »Am

besten ist es, wenn wir morgen früh zeitig losfahren. Wie weit müssen wir noch reisen?«

»Hättest du eine frühere Maschine bekommen, wären wir schon da. Ich sage mal, daß wir gegen neun Uhr losfahren. Es sind nur rund fünfzig Kilometer. Der Ort heißt Tullmer. Ein kleines Kaff, mehr nicht. Es liegt am Rand der Vogesen. Landschaftlich sehr schön.«

»Auch schneefrei?«

»Das Dorf möglicherweise. Für die Berge kann ich natürlich nicht garantieren.«

Ich stand auf. »Okay, Abbé, bis morgen dann. Ich hoffe, gut schlafen zu können.«

»Ja, das ist wichtig. Vielleicht müssen wir uns die nächsten Nächte auf der Suche nach der bösen Angela um die Ohren schlagen. Du weißt ja, da kann sehr schnell etwas eskalieren.«

»Und wie.«

Der Abbé nickte mir zu. »Gute Nacht, John. Träum was Schönes. Vielleicht sogar von der bösen Angela.«

Ich war schon an der Tür und drehte mich noch einmal um. »Also da wüßte ich etwas Besseres.«

»Und was?«

»Lieber von der schwarzen Glenda träumen als von der bösen Angela.«

»Auch von der blonden Jane?«

»Ja, dagegen hätte ich auch nichts«, erwiderte ich lachend und betrat den Flur.

Er war nicht lang, dafür sehr eng. Auf die Wände hatte man Rauhputz geschlagen. Zwischen den einzelnen Zimmertüren hatten Bilder ihre Plätze gefunden, und rechts befand sich das Bad. Daneben die schmale Toilettentür.

Ich betrat mein Zimmer. Es war ebenso eng wie das des Abbé. Vor dem Fenster blieb ich stehen.

Mein Blick glitt über den nächtlichen Himmel, der nicht so dunkel war, weil ein Vollmond seinen fahlen Schein abgab und die Weite des Firmaments so erhellte, daß sie einen Grauschimmer angenommen hatte. Die Farbe gefiel mir nicht. Sie war irgendwie anders, fahler. Das Grau wirkte auf mich wie eine dünne Wand, hinter der sich irgend etwas verbarg, das sich bald zeigen würde.

Erst jetzt hatte ich den richtigen Vergleich gefunden. Dieser Nachthimmel roch nach Unheil.

Ich gehöre zwar nicht zu den übersensiblen Menschen mit zielgenauen Vorausahnungen, aber das Gefühl der Bedrückung stellte sich schon bei mir ein. Ich konnte mich nicht dagegen wehren, aber dieser Fall, den ich bisher nur in der Theorie kannte, schien eine erschreckende Düsternis zu beinhalten.

Mit diesen Gedanken streifte ich meine Kleidung ab und legte mich in das weiche Bett.

Trotz der Bedrückung fielen mir die Augen zu. Schlaf war immer noch das beste Mittel, um sich fit zu halten…

***

Auch in Tullmer war es Nacht geworden. Eigentlich eine Winternacht wie viele andere auch. Und doch war sie anders. Die meisten Menschen gingen bei Anbruch der Dunkelheit in ihre Häuser und schlossen sich regelrecht ein. Sie verriegelten nicht nur die Türen, auch, wenn es möglich war, ihre Fenster, denn seit einigen Tagen schlich das Unheil durch den Ort.

Es war die böse Angela…

Eine gefährliche, unheimliche Person. Ein Alptraum aus alter Zeit, der wahrgeworden war und nun wie ein Fluch über den Menschen des kleinen Elsaß-Dorfes lag.

Die Menschen hatten nicht nur Angst. Sie plagte auch so etwas wie ein schlechtes Gewissen, weil sie alle mittlerweile wußten, was damals in der Nähe von Tullmer geschehen war. Man hatte eine alte Chronik gefunden, und diese war ausgerechnet in die Hände eines Reporters gelangt, der darüber in einer Zeitschrift berichtete. Sogar in einer lokal ausgestrahlten Radiosendung hatte er darüber gesprochen. Aus diesem Grunde war praktisch jeder informiert.

Man hatte untereinander darüber gesprochen und war zu dem Ergebnis gelangt, daß Tullmer heimgesucht werden sollte. Die Menschen, denen die böse Angela begegnet war, hatten angstvoll und flüsternd von ihr gesprochen. Sie waren nach der Begegnung in wilder Panik weggerannt, froh, noch am Leben zu sein.

Zu denen, die Bescheid wußten und eine Begegnung überstanden hatten, gehörte auch die Familie Cingar. Gérard Cingar hatte sie gesehen, als er in den Wald ging, weil er dort etwas vermessen wollte. Urplötzlich war sie erschienen, fauchend wie eine Furie, nach brackigem Wasser und Sumpf stinkend.

Gérard Cingar war geflohen, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Er hatte sich mit seiner Familie eingeschlossen und die Nacht über kein Auge zugetan.

Erst: am nächsten Morgen waren die Cingars wieder auf die Straße gegangen und hatten erfahren, daß die Frau auch von anderen Menschen entdeckt worden war.

Man sprach zum erstenmal von der bösen Angela…

Von nun an war sie in jeder Nacht erschienen, hatte sich gezeigt, aber nie getötet. Den Menschen war es immer wieder gelungen, durch schnelle Reaktionen zu entkommen.

Ein Zeuge hatte sie sogar sprechen hören. Und dieser Satz der bösen

Angela geisterte durch den Ort.
»Ich warte auf ihn!«
Über das letzte Wort rätselte man. Wer war damit gemeint? Wer war er?
Mißtrauen keimte auf. Jeden männlichen Dorfbewohner konnte Angela gemeint haben. Auch diejenigen, denen sie nicht über den Weg gelaufen war, fürchteten sich.
Jeder forschte in seiner Vergangenheit nach, so gut es eben möglich war. Man suchte nach dunklen Flecken, nach irgendwelchen Schuldgefühlen, aber man sprach höchstens im Kreise der Familie darüber. Bekannte wurden nicht eingeweiht.
Die Tage im Februar waren noch immer kurz. Manchmal wurde es nicht richtig hell. Von den Berghängen im Westen krochen lawinenartige Nebelfelder hinab ins Tal und überschwemmten mit ihrem Dunst oft genug die kleinen Elsaß-Dörfer wie gewaltige, hellgraue Meere.
Das war dann die Zeit der bösen Angela…
Auch bei den Cingars war dies der Fall. Lisette und Gérard saßen in der Wohnstube zusammen, blickten sich über den Tisch hinweg an und schwiegen. Sie waren beide um die Vierzig. Lisette, eine etwas rundliche Person mit Pausbacken, hatte die Hände gefaltet, als wollte sie beten. Auf ihrer Stirn stand eine Falte. Immer häufiger schielte sie auf die Uhr.
»Was hast du?« fragte ihr Mann.
»Das weißt du genau. Es ist wegen Thomas.«
»Der wird schon kommen.«
»Sonst ist er immer um diese Zeit zurück.«
»Nun ja, wir haben Winter. Vielleicht sind die Straßen vereist. Das kennst du ja. Er kommt aus Mülhausen, das ist immerhin ziemlich weit von hier entfernt.«
Thomas war Soldat. Seit einem halben Jahr leistete er den Grundwehrdienst ab. Zweimal im Monat kam er nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. Hinzu kam, daß seine Mutter ihm die Wäsche wusch und auch sonst noch einiges in Ordnung brachte.
Lisette Cingar zündete sich eine Zigarette an. Keiner der beiden Ehepartner sprach es aus, obwohl sie an das gleiche dachten. Die böse Angela war immer gegenwärtig.
»Dann warte ich noch mit dem Abendbrot.«
Gérard nickte. »Ist okay.«
»Ob sie wohl wieder durch die Straßen streicht?« fragte Lisette plötzlich.
»Was geht es dich an?«
»Ich meinte ja nur.« Die Frau erhob sich und drückte den Glimmstengel aus. »Es ist doch eigentlich Blödsinn und kaum zu

begreifen, daß sich erwachsene Menschen von einer Spukgestalt terrorisieren lassen. Ich kann das einfach nicht fassen, tut mir leid.«

»Was willst du denn dagegen tun?«

Lisette blies die Wangen auf. »Ich werde dafür sorgen, daß sich einige mutige Personen zusammentun, um es dieser komischen Gestalt zu zeigen, falls es sie überhaupt gibt. Davon bin ich nämlich noch immer nicht überzeugt. Wir sollten uns an unseren Ahnen ein Beispiel nehmen. Die haben nicht gezögert. Bei denen ging es zur Sache. Sogar einen Vampir haben sie besiegt.«

Lisette erwartete eine Antwort von ihrem Mann. Der aber schwieg und starrte brütend auf seine Knie. »Weshalb sagst du nichts zu meinem Vorschlag? Gefällt er dir nicht? Bist du zu feige, einige Leute zusammenzutrommeln und es dem Wesen zu zeigen, falls es diese Gestalt überhaupt gibt, das einmal vorausgesetzt.«

»Ich denke in eine andere Richtung.«

»Und in welche?« Lisette holte die nächste Zigarette aus der Schachtel.

»Ganz einfach. Sollte diese Person tatsächlich existieren, muß ihr Auftauchen einen Grund gehabt haben. Nichts geschieht ohne Motiv. Es steckt etwas dahinter.«

»Und was, bitte sehr?«

»Das weiß ich eben nicht. Vielleicht kommt noch mehr auf uns zu als nur diese Angela. Möglicherweise ist sie erst der Anfang, so etwas wie ein Vorbote.«

Lisette lachte kratzig und hustete danach. »Du redest, als wüßtest du mehr.«

»Das weiß ich nicht. Ich bringe eben meine Erfahrung mit ins Spiel.«

»Du hast Erfahrung mit Gespenstern oder Spukgestalten? Bisher hast du das ins Reich der Fabel verwiesen.«

Gérard schaute auf. »Auch jetzt will ich daran nicht so recht glauben. Ich möchte den endgültigen Beweis.«

Lisette schlug gegen ihre Stirn. »Ja, bist du denn des Teufels? Du hast sie doch gesehen und bist nach ihrem Anblick in panischer Angst ins Haus gelaufen.«

»Schon…«

»Wie kannst du dann so reden?«

»Ich weiß es nicht, Lisette. Ich weiß es wirklich nicht. Es kommt mir vor, als hätte ich mir das alles eingebildet. Das ist alles so weit weg.« Er bewegte seine Hände. »Nicht faßbar, verstehst du? Wenn ich im nachhinein darüber sinniere, habe ich den Eindruck, als hätten wir uns die Sache nur eingebildet und würden einem Phantom nachlaufen.«

»Vergiß nicht, daß sie auf ein bestimmtes Ereignis wartet.«

Gérard strich durch sein Haar. »Können wir uns nicht auch verhört

haben, als sie den Satz sagte?«
»Nein, sie wartet auf ihn. Wer ist das?«
»Weiß ich nicht.«
Lisette dachte über etwas nach und bekam große Augen. »Die wird doch nicht Thomas gemeint haben.«
»Unsinn. Wie kommst du darauf?«
»Weil er noch immer nicht hier ist. Zumindest hätte er anrufen können. Das hat er sonst auch immer getan.« Sie starrte an ihrem Mann vorbei. Gérard saß auf der Couch, das Fenster befand sich hinter ihm. Es führte zum Garten hin, wo die zahlreichen Obstbäume standen, die jetzt, im Winter, steif wirkten.
»Hast du was?« Gérard wunderte sich über seine Frau, die sehr langsam ihren Arm hob, ihn ausstreckte und, an dem Mann vorbei, auf das Fenster wies. »Da…«, sagte sie nur.
»Wieso? Wo…?«
»Hinter dir. Sie… sie ist gekommen!«
Plötzlich bekam Gérard eine Gänsehaut. Er drehte sich von der Couch hoch und sah, daß seine Frau zurückging, als hätte sie Angst davor, auf das Fenster zu schauen.
Er aber blickte hin - und sah das Gesicht!
Eine bleiche Fratze in der Dunkelheit. Die Haut war weiß und fahl. Die leicht schrägstehenden Augen wirkten wie hineingeschnitzt. Das Gesicht hatte etwas Katzenhaftes an sich, und Gérard erinnerte sich wieder an die erste Begegnung. Da hatte Angela genauso ausgesehen und dieses böse Lächeln gezeigt, das auch jetzt ihre Lippen in die Breite zog. Es war gleichzeitig wissend und lauernd.
Der Betrachter hatte den Eindruck, daß diese Person mehr, viel mehr wußte.
Hinter der Scheibe spielte sich eine gänsehauterzeugende Pantomime ab. Angela hob beide Arme, spreizte die Hände, und ihre langen Finger schabten über das Glas.
Unheimliche Geräusche, begleitet von dem bösen Lächeln, das die Lippen noch weiter auseinanderzog, so daß sich zwei schmale, spitze Zähne aus dem Oberkiefer schoben und den beiden Menschen zeigten, um wen es sich handelte.
»Ein Vampir!« ächzte Lisette. »Großer Gott, sie ist ein Vampir!« Ihr Mann sagte nichts, aber Lisette konnte einfach nicht stehenbleiben. Sie fuhr herum und eilte aus dem Raum.
»Wo willst du hin?« ächzte Gérard.
Eine Antwort erhielt er nicht. Er hörte Lisette im Schlafzimmer, wo sie mit sich selbst sprach.
Dann kam sie wieder zurück und brachte etwas mit. Es war ein schlichtes Holzkreuz, das bisher über dem Doppelbett der Cingars gehangen hatte. Sie hielt es mit beiden Händen fest, rannte wieder in

den Wohnraum und schrie: »Aus dem Weg, geh weg, Gérard!«

Als er nicht gehorchte, stieß Lisette ihren Mann kurzerhand zur Seite. Dann lief sie auf das Fenster zu und hielt das Kreuz so hoch, daß Angela es sehen mußte.

Ihre Bewegungen erstarrten. Das unheimlich klingende Geräusch der über die Scheibe kratzenden Fingernägel verstummte, und ein anderer Ausdruck trat in das Gesicht der Vampirin.

Angst!

Sie warf mit einer wilden Bewegung den Kopf zurück, so daß die langen, schwarzen Haare wie eine Flut zur Seite geschleudert wurden. Mit einem Sprung war sie in der Dunkelheit verschwunden und für die Cingars nicht mehr zu sehen.

Damit aber gab sich Lisette nicht zufrieden. Sie wechselte das Kreuz in die rechte Hand und hebelte mit der anderen den Griff des Fensters nach unten.

»Bist du verrückt?« Ihr Mann wollte eingreifen. Sie aber schüttelte seine Hand ab.

»Laß mich! Einer muß es ja in die Hand nehmen. Ein Vampir fürchtet sich vor dem Kreuz!«

Kalte Luft drang in den Raum. Es war nicht nur die normale Kälte. Sie hatten beide das Gefühl, als wären sie von etwas anderem gestreift worden. Ein kühler Hauch, der einfach nicht hineinpaßte. Der Hauch des Todes.

Lisette drückte zunächst das Kreuz aus dem Fenster, danach ihren Oberkörper so weit wie möglich.

»Wo bist du?« brüllte sie in die Nacht hinein. »Wo bist du? Zeige dich, zum Henker! Los, du Blutsaugerin, ich will dich sehen!« Ihre Stimme hallte durch den nachtdunklen Garten, und der Klang wehte an den kahlen Bäumen vorbei.

Eine Antwort erhielt sie nicht. Irgendwo verwehte ihr Ruf in der Ferne. Gérard hörte seine Frau schwer atmen. Er bewunderte sie. Nie hätte er gedacht, daß Lisette diesen Mut aufbringen würde, um sich dem Grauen zu stellen. Als sie sich wieder zurückzog, um das Fenster zu schließen, sah er in ihrem Gesicht einen harten, entschlossenen Zug, sich von der bösen Angela nicht mehr aus der Fassung bringen zu lassen. »Zeigen mußt du es ihnen!« zischte sie ihrem Mann zu. »Einfach zeigen. Nur so können wir das Unheil stoppen. Es hat keinen Sinn, vor diesen Wesen wegzulaufen. Wir müssen sie akzeptieren.«

Gérard legte seine Hände auf die Schultern der mutigen Frau. »Ja, Lisette, du hast mir den richtigen Weg gezeigt. Es gibt keinen anderen. Wir dürfen uns nicht verkriechen.«

»Und das müssen wir auch den anderen sagen.« Entschlossenen Schrittes verließ sie den Raum.

In der Küche trafen die beiden wieder zusammen. Lisette stand neben

dem Herd und starrte auf die Tischplatte. »Und trotzdem habe ich Angst, Gérard.«

»Vor wem?«

»Nicht vor Angela und auch nicht um mich oder dich. Ich denke an Thomas, der ist noch immer nicht hier…«

***

Thomas Cingar befand sich auf der Fahrt und hatte selten in seinem Leben so geflucht. Nicht über seinen alten R 4, der schaffte die Strecke noch immer, aber die Straßenverhältnisse waren einfach verheerend. Hinter Mülhausen hatte es angefangen zu schneien. Da war ein Zeug aus den Wolken gefallen, so dicht, dick und klatschig, daß die Scheinwerfer es kaum schafften, diesen tanzenden Vorhang zu erhellen.

Zum Glück waren die Schneeschauer später im Flachland in Regen übergegangen, und in Colmar hatte er sogar den strahlenden Himmel gesehen. Thomas fuhr in Richtung Straßburg. Allerdings nicht bis dorthin. Er mußte einige Kilometer vor dem Ort abbiegen und auf die Berge zufahren.

Schwarzwald und Vogesen hatten in diesem Winter viel Schnee mitbekommen. In den Tälern war er meist getaut, doch auf den Hängen tummelten sich noch die Skifahrer, für die der Winter ein wahres Paradies gewesen war.

Thomas hatte auch daran gedacht, bei seinen Eltern anzurufen, weil diese sich immer Sorgen machten, wenn er später kam. Das allerdings hätte ihn noch mehr Zeit gekostet, so fuhr er einfach durch.

Die Strecke kannte er auswendig. Doch der Winter hatte seine Tücken. Thomas Cingar merkte es spätestens dann, als die Straße vor ihm plötzlich leicht glänzte und er einen Herzschlag später ins Schleudern geriet.

Einmal drehte er sich um seine eigene Achse. Schweiß stand auf seiner Stirn, die Hände umklammerten das Lenkrad wie einen Rettungsanker, und er hatte Glück, daß er nicht im Straßengraben landete und auch kein Gegenverkehr herrschte.

In Fahrtrichtung stehend, kam der R 4 wieder zur Ruhe, und Thomas fuhr wesentlich vorsichtiger weiter.

Dadurch verlor er noch mehr Zeit. Eine Stunde zog sich wie Blei hin. Zum Glück fiel kein Schnee mehr, und auch als er von der Hauptstraße abbiegen mußte, konnte er normal weiterfahren und wurde nicht durch Glatteis und Schneefall behindert.

Aber der junge Mann spürte die Müdigkeit. Sie kroch in seinen Körper. Es fiel ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren. Hinter ihm lagen harte Tage im Gelände, die blieben in den Knochen stecken.

Von der Gegend war nicht viel zu sehen. Sie hätte den jungen,

dunkelblonden Soldaten auch nicht interessiert. Er war in der Gegend aufgewachsen und kannte fast jeden Stein.

Die Uniform hatte er in der Kaserne gelassen. Seine Jeans, der Pullover und die alte, verwaschen wirkende Blousonjacke waren ihm lieber. Er fühlte sich in den Sachen einfach wohler.

Dörfer mußte er durchfahren, rollte über Kreuzungen hinweg, durch Felder, an Weinbergen vorbei und tauchte ab und zu in die Dunkelheit eines Waldes ein.

Ein Schild wies auf Tullmer hin. Noch zehn Kilometer bis zum Ziel. Die Strecke war nicht ausgebaut worden. Begegneten sich zwei Lastwagen, hatten sie Mühe, aneinander vorbeizukommen.

Doch Thomas war allein auf der Straße. Aus Tullmer sah er kein Scheinwerferpaar. Er zündete sich eine Zigarette an und öffnete das Fenster spaltbreit.

Die Temperaturen lagen um den Gefrierpunkt. Kühle Luft quirlte den Rauch durcheinander und zog ihn fahnengleich nach draußen, wo er über dem Dach zerflatterte.

Thomas wußte genau, was folgen würde. Die lange Gerade mit der Steigung, dahinter begannen die Wälder und auch der Sumpf, der bisher zum Glück noch nicht trockengelegt worden war. Als Kinder hatten er und seine Freunde oft genug in der Nähe des Sumpfes gespielt, was die Eltern aber nicht wissen durften, denn es waren schon einige Menschen im tückischen Moor für immer verschwunden.

Im Westen lagen die Vogesen. An klaren Tagen wirkten die Berge zum Anfassen nah. Jetzt, im Winter und bei Dunkelheit, waren die Buckel nicht einmal zu ahnen.

Thomas Cingar schleuderte die Kippe aus dem Fenster. Das Glutstück schlug einen Bogen durch die Finsternis, bevor sie im Straßengraben verlosch. Er war froh, es bald geschafft zu haben. Knapp zwei Kilometer lagen vor ihm.

Zu Hause würde er sich erst einmal in die Badewanne legen, danach flüssiges Obst zu sich nehmen und anschließend schlafen. Einfach wegratzen, wie man das beim Militär nannte, und vor dem Mittag des nächsten Tages wollte er nicht gestört werden.

Seine Mutter hatte dafür Verständnis, im Gegensatz zu seinem alten Herrn, der oft genug über eine gewisse Disziplinlosigkeit seines Sohnes schimpfte. Jemand kam ihm entgegen. Ein größerer Wagen, dessen Scheinwerfer falsch eingestellt waren, blendeten den Fahrer des R 4, so daß Thomas gezwungen war, für einen Moment die Hand vor seine Augen zu halten.

Dann war das Fahrzeug vorbei. Er hatte nicht einmal erkennen können, ob es jemand aus dem Dorf war.

Thomas hob die Schultern und nahm die letzte weit geschwungene Kurve. Hinter ihr begann Tullmer.

Schon im Scheitelpunkt der Kurve erschienen die ersten Häuser und auch die Tankstelle des alten Grisson. Die blauweiße Neonreklame der Benzinfirma warf ihr kaltes Licht unter anderem auf einen zusammengefegten Schneehaufen. Der reflektierte es.

Plötzlich geschah es!

Dem Fahrer kam es vor, als hätte die Gestalt hinter dem Schneehaufen gelauert. Jedenfalls tauchte sie von dort auf, schwang sich in die Höhe, lief auf die Straße zu, erreichte diese auch und geriet in den Schein der Lampen.

Thomas zerquetschte einen Fluch zwischen den Zähnen. War dieses Weibstück denn wahnsinnig, ihm einfach in den Weg zu laufen? Er mußte bremsen, wenn er sie nicht erwischen wollte.

Gleichzeitig beobachtete er sie, wie sie mit den zeitlupenhaften Bewegungen einer Tänzerin vor die eckige Kühlerschnauze des R 4 geriet.

Thomas bremste!

Die Fremde blieb stehen, beugte sich nach vorn und stützte sich auf der Kühlerhaube ab. In dieser Haltung starrte sie durch die Scheibe in das Wageninnere und versuchte, den Blick des jungen Mannes zu finden.

Thomas Cingar saß bewegungslos, als hätte man ihn auf seinem Sitz festgekettet. Er wußte nicht, was er von der dunkelhaarigen Person halten sollte, jedenfalls war sie für ihn eine Fremde, denn aus dem Ort stammte sie nicht. Von ihrer Schönheit war er angetan. Er spürte den Reiz und die Ausstrahlung dieser Person, sah das katzenhaft wirkende Gesicht mit den schräggestellten Augen und das geheimnisvolle Lächeln, das auf den breiten Lippen ihres Mundes lag.

Wer war diese Frau?

Sie gab Thomas Rätsel auf. Allein ihre Kleidung paßte nicht in diese Jahreszeit. Sie trug ein schlichtes, graues Kleid, sehr weit ausgeschnitten und an beiden Schenkeln geschlitzt.

Sekunden rannen dahin. Die Fremde rührte sich ebenso wenig wie der Fahrer. In seinem Kopf allerdings bewegte sich etwas. Die Frau, so unbekannt sie ihm auch vorkam, war trotzdem eine Person, von der geredet worden war. Thomas erinnerte sich an den Telefonanruf seiner Mutter in der Kaserne. Es lag noch nicht lange zurück, aber seine Mutter hatte ihm von der bösen Angela erzählt, einer unheimlichen Frau, die Tullmer unsicher machte. Angela war als Gespenst oder Vampir bezeichnet worden, jedenfalls als ein Spukwesen.

Und diese Person vor dem Auto ähnelte ihr. Sogar das Kleid trug sie, das seine Mutter ihm beschrieben hatte.

Er spürte plötzlich den Druck in der Kehle. Seine Hände begannen zu zittern. Er wußte gleichzeitig, daß er nicht die Nacht über auf dem

Fleck stehenbleiben und warten konnte.
Plötzlich grinste sie.
Es war ein widerliches, ein in die Breite gezogenes Grinsen, das einen Teil der Zähne freilegte und besonders die beiden, die wie gelbweiße Nägel aus dem Oberkiefer hervorstießen.
Vampirzähne!
Thomas Cingar schüttelte den Kopf. Er glaubte, sich in einen Alptraum versetzt zu sehen, oder als ob er sich im Autokino befände, wovor ihm auf der Leinwand ein Horrorstreifen lief.
Nein, es war echt.
Denn die Vampirin behielt das Grinsen bei. Gleichzeitig hob sie das rechte Bein, stemmte ihr Knie auf die Motorhaube und begann damit, den Wagen zu erklettern. Eine ausgestreckte Hand hielt sie gespreizt und näherte sie der Scheibe.
Thomas rann eine Gänsehaut über den Rücken. Er spürte diesen kalten Horror, der ihn überfiel und ihn fast auf dem Sitz einfrieren ließ. Wenn du jetzt nichts tust, bist du verloren! hämmerte er sich ein. Dann ist alles zu spät, dann holt sie dich und trinkt dein Blut.
Während dieser Gedanken näherte sich seine Hand bereits dem Zündschlüssel.
Eine Umdrehung! Der Motor lief.
Dem Soldaten fiel der berühmte Stein vom Herzen. Thomas startete genau in dem Augenblick, als die Fremde auf die Kühlerhaube klettern wollte.
Der R 4 sprang fast vor. Die Person vor ihm wurde durchgeschüttelt, konnte sich auf der glatten Fläche nicht halten, weil Thomas den Wagen sofort nach links lenkte und die Schwarzhaarige dabei in die entgegengesetzte Richtung geschleudert wurde.
Als sie rutschte, sah er für einen Augenblick noch ihr böses, verzerrtes Gesicht, dann kippte sie von der Haube, landete rücklings auf der Straße und überschlug sich dort.
Thomas sah sie noch über den Weg rutschen. Wahrscheinlich würde sie im Graben landen, aber das war ihm egal. Er mußte weg und die anderen Menschen warnen.
Beim Anruf der Mutter hatte er noch gelacht und ihren Bericht nicht für bare Münze genommen.
Jetzt dachte er darüber anders. Nur über die Hintergründe wollte er nicht spekulieren und gab Gas.
Die ersten Meter kam er gut weiter, bis er spürte, daß etwas nicht stimmte.
Etwas hatte sich an ihn gehängt. Er spürte am Heck des Wagens ein Gewicht, das nicht dorthin gehörte, als würde jemand versuchen, seinen R 4 festzuhalten.
Thomas konnte nicht sehen, was dort geschah. Er ging davon aus,

daß es der anderen gelungen war, sich an der Stoßstange des Wagens festzuklammern und sich mitziehen zu lassen.

Er blickte in die beiden Spiegel. Dabei konnte er ebenfalls die Heckscheibe sehen und feststellen, daß er sich nicht geirrt hatte. Der Vampirin war tatsächlich das fast Unmögliche gelungen. Sie gab nicht auf und versuchte, auf das Dach des Wagens zu klettern, was ihr bestimmt gelingen würde, denn Thomas hatte seinen Dachgepäckträger nicht abmontiert.

Er fuhr jetzt in Schlangenlinien. Irgendwie mußte er die andere schließlich loswerden, aber auch das schaffte er nicht. Eisern hielt sich die böse Angela fest und hatte bereits ihre linke Hand um den Rahmen des Dachgepäckträgers geklammert, während ihre Füße noch über den Boden schleiften.

Erfuhr…

Es war riskant, immer wieder die Straßenseite zu wechseln, da er stets mit glatten Stellen rechnen mußte. Einmal wäre er auf der linken Seite fast im Graben gelandet. Soeben noch konnte er das Lenkrad herumreißen, aber die unheimliche Person leider nicht abschütteln. Er hörte sie auf dem Dach.

Sie bewegte sich dort nicht lautlos. Schläge dröhnten über Thomas' Kopf auf, während er in den kleinen Ort hineinfuhr und geduckt hinter dem Lenkrad saß.

In seinem Nacken hatte sich ein kaltes Gefühl ausgebreitet. Auf der Stirn lag der Angstschweiß, über sich hörte er die dumpfen Laute. Die Vampirin bewegte sich weiter. Sie wollte den Wagen zum Stoppen bringen. Eine ihrer Hände tauchte plötzlich vor der Frontscheibe auf.

Der junge Soldat starrte auf die gespreizten Finger, die von außen an der Scheibe klebten und nach einem Wischer faßten, den sie kurzerhand abbrachen, als wäre er ein Streichholz.

Da passierte es!

Thomas hatte zu sehr auf die Hand geachtet und dabei die eigentlichen Funktionen als Fahrer vergessen. Er verriß das Lenkrad, geriet zu weit nach links und damit auch automatisch an die hohe Kante eines Bordsteins.

Mit dem linken Vorderrad prallte der R 4 dagegen. Zuerst wirkte es so, als würde er darüber hinweghüpfen, aber die Kante war zu hoch. Der Wagen bäumte sich auf, seine Hinterräder drehten sich in der Luft. Thomas rechnete damit, daß etwas passieren würde, und es passierte auch was, denn die Gestalt auf dem Dach glich die Fliehkraft nicht mehr aus und löste sich aus ihrer Lage.

Sie rutschte nach vorn und krachte auf die Motorhaube, die aufdröhnte wie ein geschlagener Gong.

Thomas hatte schon das Gurtschloß gedrückt und stieß die Tür auf. Im Wagen fühlte er sich gefangen wie in einer Zelle. Natürlich war

seine letzte Aktion nicht ungehört geblieben. Man hatte ihn auch gesehen. In einem in der Nähe stehenden Haus wurden Fenster aufgerissen, die Haustür zog ebenfalls jemand nach innen, und zwei Männer verließen das Gebäude.

Thomas winkte ihnen heftig zu. »Bleibt zurück!« schrie er dabei. »Kommt nicht her!«

Sie blieben tatsächlich stehen. Auch die aus den Fenstern starrenden Dorfbewohner hatten den Soldaten schreien gehört.

»Was ist denn?« rief eine Frau und beugte sich dabei weiter vor. Fast wäre sie aus dem Fenster gekippt.

Thomas lief rückwärts auf die Straße. »Sie ist gekommen!« brüllte er die Hauptstraße des Dorfes hinunter. »Verdammt, sie ist gekommen! Die böse Angela. Die böse Angela ist da!«

Seine Stimme überschlug sich. Er selbst konnte es nicht glauben. Immer wieder schüttelte er dabei den Kopf und wiederholte den Satz. Jemand faßte ihn an, er schrak zusammen und fuhr herum.

Der alte Meier, ein pensionierter Major, starrte ihn an. »Was hast du da gesagt?«

»Angela!« keuchte Thomas. »Ich… ich habe sie gesehen, verdammt. Sie hat mich verfolgt.«

»Wo ist sie denn?«

»Sie hockte auf meinem Wagen. Jetzt ist sie verschwunden.« Er schlug sich auf den Mund. »Verdammt, wenn die in ein Haus gelaufen ist und die Menschen da angreift…« Er verstummte und starrte den Major aus schockgeweiteten Augen an. »Wissen Sie, was dann passiert? Die saugt den Menschen das Blut aus. Die macht sie zu Vampiren. Die… die…«

»Abwarten!«

»Nein, wir können nicht mehr abwarten. Die böse Angela dreht durch. Die kann unser Dorf vernichten.« Er drehte sich wieder um, schaute auf seinen Wagen und sah in der Nähe eine Gestalt, die sich dicht an der Hauswand entlangbewegte.

»Da ist sie!« schrie er.

Es war sie tatsächlich. Bei jedem Schritt bewegte sich ihr Rock, der in die Höhe schwang. Mit der linken Seite hielt sie sich dicht an der Hauswand, hatte den Kopf vorgeschoben und erinnerte mit ihren Bewegungen an eine Katze, die auf ein Ziel zuschlich.

Inzwischen hatten noch weitere Bewohner ihre Häuser verlassen, blieben jedoch an den Türen stehen. Sie alle sahen die Gestalt der Vampirin, die weiterging und dabei auch in das Licht einer Straßenlaterne geriet, das sie regelrecht überspülte.

Jetzt war sie besser zu erkennen.

Eine Frau faßte ihre Gefühle in einem Satz zusammen. »Wie der Tod!« sagte sie leise und bekreuzigte sich.

Ja, sie erinnerte in ihrer Bleichheit tatsächlich an den Tod, an ein wandelndes Gespenst aus dem Jenseits, das erschienen war, um sich schrecklich zu rächen.

Vor der Einmündung einer schmalen Gasse blieb die böse Angela stehen, drehte sich noch einmal um, warf dabei einen Blick über die Straße und schickte ein häßliches, gleichzeitig auch drohendes Lachen in die Finsternis. Es gellte in den Ohren der Wartenden wider.

Dann tauchte sie in die Gasse ein und wurde von der Finsternis verschluckt.

Bei den Zuschauern löste sich die Spannung. Trotz der Kälte ging keiner zurück in sein Haus oder in die Wohnung. Man stand da und mußte das Erlebte verarbeiten.

Thomas setzte sich als erster in Bewegung. Er lief zu seinem Auto und sah sich die Schäden an. Sie waren nicht so groß, als daß er nicht hätte weiterfahren können. Einige Beulen hatte der R 4, das war auch alles.

An der Heckseite war die Stoßstange verbogen. Da hatte sich die Vampirin festgeklammert und war weitergezogen worden.

»Thomas! Thomas!«

Zweimal wurde sein Name gerufen. Der Soldat drehte sich um. Sein Vater lief über die Straße. Er hatte sich den langen Mantel übergeworfen, ihn aber nicht geschlossen, so daß die Schöße bei jedem Schritt zur Seite schwangen.

Die beiden trafen sich vor dem Wagen. Der Vater umarmte seinen Sohn und flüsterte: »Mein Gott, du hast es überstanden. Das ist herrlich, das ist wunderbar.«

»Ja, ich habe es gepackt.«

»Und du hast sie gesehen? Ich hörte so etwas.«

Thomas nickte. »Es gibt sie. Angela wollte mir an den Kragen. Sie… sie stand vor meinem Wagen. Ich bremste, dann kletterte sie auf das Dach.« Er berichtete mit hastig gesprochenen Worten und sprach so laut, daß auch andere Bewohner angelockt wurden, einen Kreis um Vater und Sohn bildeten und zuhörten.

»Ja«, sagte Gérard Cingar. »Ja, mein Sohn hat recht. Auch ich habe sie gesehen. Es ist kaum eine Stunde her, da entdeckten meine Frau und ich sie vor unserem Fenster. Die böse Angela schleicht durch die Nacht und das Dorf. Sie wird uns alle holen und zu Blutsaugern machen, weil sie selbst einer ist.«

»Was sollen wir denn tun?« fragte jemand aus dem Hintergrund.

Keiner wußte Rat.

Der pensionierte Major kam. Er ging noch immer so, als würde er die Front seiner angetretenen Soldaten abschreiten. »Wir werden uns in unsere Häuser zurückziehen müssen. Ein Rückzug aus taktischen Gründen kann oft besser sein als eine Attacke.«

Niemand widersprach ihm, auch Thomas nicht, der mit Angela direkt zu tun gehabt hatte.

Gérard legte seinem Sohn eine Hand auf die Schulter. »Ich freue mich jedenfalls, daß du es geschafft hast. Du glaubst nicht, was sich deine Mutter und ich gesorgt haben.«

»Das kann ich verstehen, aber die Strecke war einfach zu schlecht. Ich konnte nicht schneller fahren.«

»Kommst du jetzt nach Hause?«

»Klar, steig ein.«

Der R 4 rollte wenig später tiefer in den Ort hinein. Die Cingars wohnten nicht an der Hauptstraße.

Während sich Thomas auf das Fahren konzentrierte, saß sein Vater geduckt neben ihm und schaute aus dem Fenster, ob es nicht möglich war, die Vampirin zu entdecken.

Er sah sie nicht.

Erst als die beiden Männer eine Nebenstraße fast bis zu deren Ende durchfahren hatten und vor dem kleinen Haus der Cingars hielten, atmeten sie auf.

»Mutter hat sie vertrieben«, erzählte Gérard beim Aussteigen und hämmerte die Tür zu. »Sie nahm das große Kreuz aus dem Schlafzimmer. Da bekam die böse Angela Furcht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Madame Cingar hatte bereits auf ihre beiden Männer gewartet und öffnete die Haustür.

Sicherheitshalber hatte sie das Kreuz mitgenommen, stellte es jetzt ab und breitete die Arme aus.

»Junge!« rief sie. »Junge.«

Thomas ließ sich umarmen. »Ich habe sie gesehen, Mutter. Ich habe sie gesehen. Sie wollte mich töten…«

»Jetzt bist du bei uns.«

»Ja, das stimmt.« Er lachte auf.

Sein Vater war schon ins Haus gegangen. Mutter und Sohn folgten. Im Wohnzimmer trafen sie zusammen, wo Gérard bereits drei Gläser mit selbst gebranntem Obstschnaps gefüllt hatte.

»Kommt, auf den Schreck hin müssen wir einen Schluck nehmen!« sagte er und reichte zwei Gläser weiter. Sie tranken, schauten sich an, und in ihren Augen stand die gleiche stumme Frage.

Weshalb gerade wir? Warum hat es uns erwischt? Was haben die Menschen aus Tullmer diesem Wesen getan?

Niemand wußte die Antwort. Eines aber war geblieben und würde sich auch in Zukunft nicht so leicht verdrängen lassen.

Die Angst vor der Zukunft…

***

Abbé Bloch blickte aus dem Fenster des kleinen Frühstückzimmers und lachte fröhlich. So hatte ich ihn nur selten erlebt. Deshalb fragte ich ihn: »Was hast du?«

»Schau dich um, John. Sieh nach draußen und zum Himmel hoch. Ist es nicht herrlich, wenn die Sonne scheint?«

Da konnte ich nicht widersprechen. Er hatte ja so recht. Nach der düsteren Nacht und dem dunstverhangenen Tag zuvor, hatte man mit diesem strahlenden Sonnenschein nicht mehr rechnen können.

Aber der Abbé warnte auch gleichzeitig.

»Mach dir nicht zu große Hoffnungen, John. Wie ich diese Tage kenne, kann das Wetter ebenso schnell umschlagen. Man hat am Morgen oft Sonne, am Nachmittag wird es dann widerlich. Nebel, Regen, Schnee und so weiter.«

»Bis dahin sind wir in Tullmer.«

»Sicher.«

Das Frühstück war gut. Es wurde Käse, Konfitüre, Ei und auch Wurst serviert. Die Brötchen waren ebenso frisch wie die Croissants. Im Elsaß aß man eben gut und gern.

Eine halbe Stunde später verließen wir die kleine Pension und stiegen in unseren Leihwagen. Der Abbé hatte ihn besorgt. Es war ein Talbot der Mittelklasse.

Die Fahrt wurde zum Vergnügen. Ohne Schnee und Glatteis kamen wir durch, auch wenn wir die weiße Pracht noch im Westen auf den Bergen liegen sahen. Von den Hängen hoben sich dabei die dunklen Waldhänge ab. Sie sahen aus wie schwarze, lange Streifen.

Der Abbé fuhr über die gut ausgebauten Nebenstrecken in Richtung Norden. Bis nach Straßburg mußten wir nicht. Unser Ziel lag zwischen Colmar und Straßburg.

Wir sprachen natürlich über den Fall. »Und du rechnest fest damit, daß die böse Angela existiert?« fragte ich.

»Ja. Das kann kein Zufall sein.« Er klappte die Sonnenblende nach unten. »Auch mein Ahnherr war ein Vampir. Die alten Chroniken mögen zwar etwas verändern oder aufbauschen, aber im Prinzip lügen sie nicht, davon bin ich überzeugt. Dieser Bericht über die böse Angela kann mit meinem Ahnherrn zu tun haben. Dieses Mädchen wurde in der Chronik erwähnt. Man hat es nicht gefunden. Irgendwie, und das kannst du mir abnehmen, John, fühle ich mich schuldig den Menschen gegenüber, die in Tullmer leben. Mein Ahnherr hat sie damals in Angst und Schrecken versetzt. Ich möchte etwas wiedergutmachen.«

»Und die böse Angela vernichten.«

»Ja.«

»Mit meiner Hilfe«, nahm ich den Faden wieder auf und schmunzelte dabei.

»Auch das.«

»Abbé, ich glaube dir zwar, aber doch nicht ganz. Du hast noch etwas in der Hinterhand.«

»Wieso?«

»Wir kennen uns inzwischen ziemlich gut. Seit wann brauchst du Hilfe, um einen kleinen Vampir zu jagen? Das wäre etwas völlig Neues an dir.«

Er ließ sich Zeit mit der Antwort.

Erst als wir über eine schmale Brücke mit zwei gebogenen Geländern wollten, gab er sie mir. »Du hast im Prinzip recht, John, die böse Angela wäre möglicherweise für mich kein Problem gewesen, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß diese Spukgestalt nicht ohne Grund erschienen ist.«

»Sie will Menschen jagen.«

»Auch.«

»Und was kommt noch hinzu?«

Er lachte. »Das weiß ich eben nicht. Ich will es herausfinden, in Gottes Namen. Natürlich kann ich dabei auf die Nase fallen, weil ich einen Lattenschuß gelandet habe, aber daran will ich nicht glauben. Irgend etwas stimmt da nicht.«

»Mal sehen.«

Der Wagen tat seine Pflicht. Er war mit Winterreifen ausgerüstet, denn wir gerieten auch in Gegenden, wo noch Schnee auf der Straße lag.

Nach Tullmer hin senkte sich das Gelände wieder, denn der Ort lag im Tal.

Noch auf der Höhe stoppte der Abbé. »Schau es dir an, John, dort unten liegt Tullmer.«

»Ein netter Ort.«

»Das meine ich nicht. Sieh mal nach links.«

Zu den Vogesen hin breitete sich der Winterwald aus. Die Nadelbäume hatten ihr Kleid nicht verloren. Sie leuchteten in einem satten Grün. Dahinter aber erkannten wir eine ziemlich glatte Fläche, deren Farbe ein stumpfes Braungrün zeigte.

»Meinst du das?« fragte ich den Abbé.

»Genau. Dort befindet sich der Sumpf. Ein gefährliches Gebiet, wie ich weiß. Als sie meinen Ahnherrn pfählten, muß er aus dem Sumpf gekommen sein, in den er zuvor mit Angela hineingeritten war. Er kehrte allein zurück, demnach ist sie dort geblieben und wahrscheinlich auch versunken, bis sie vor kurzem zurückkehrte.«

Wir hatten nicht einmal Mittag. Noch immer stand die Sonne am Himmel. In einer Woche war März. Ich merkte den Strahlen bereits an, daß sie mehr Kraft hatten.

»Ich würde meinen, Abbé, daß wir uns den Sumpf einmal näher ansehen. Tullmer läuft uns nicht weg…«

»Das ist gefährlich.«

»Wir brauchen ja nicht direkt hineinzugehen, aber einen Blick möchte ich schon auf die Gegend werfen.«

Bloch überlegte. »Gut, dann gib mir mal die Karte aus dem Handschuhfach.«

Er erhielt sie, faltete sie auf, und gemeinsam schauten wir nach. Es war eine Wanderkarte. Es dauerte einige Minuten, bis wir uns zurechtgefunden hatten, dann aber klappte es.

»Ja, hier sind wir«, sagte der Mann und ließ seinen Finger weiterwandern. »Und dort müssen wir hin.«

Der Sumpf war als eine braungrüne Fläche eingezeichnet und auch mit einigen roten Warnzeichen, die jeder beachten mußte, wenn er nicht gerade lebensmüde war.

Einen Weg durch den Sumpf gab es nicht. Jedenfalls war keiner eingezeichnet. Dieses Risiko ging kein Kartograph ein, denn Wege durch den Sumpf konnten sich innerhalb eines Jahres verändert haben, wenn sie nicht gerade auf Knüppeldämmen angelegt worden waren.

»Sollen wir noch immer?«

»Ich bin dafür.«

»Dann los.« Der Abbé reichte mir die Karte, die ich zusammengefaltet in die Innentasche steckte.

Wir starteten und rollten zunächst dem Ort entgegen. Autoverkehr herrschte kaum. Die Wagen, die uns begegneten oder die wir überholten, konnten wir an zwei Händen abzählen.

»Vor Tullmer müssen wir ab«, sagte der Abbé. »Da habe ich auf der Karte einen schmalen Weg gesehen.«

»Du als alter Pfadfinder entdeckst den immer.«

Ich hatte nicht übertrieben. Es dauerte nur noch wenige Minuten, bis wir die schmale Einmündung erreichten. Sie war breiter als unser Wagen, aber der Boden glich einer schwammigen Fläche, die zudem ziemlich tief war, so daß wir Mühe hatten, voranzukommen und die Räder manchmal sogar durchdrehten.

Der Winter hatte auch hier seine Spuren hinterlassen. An einigen Stellen lagen noch schmutzige Schneeinseln, die Arme der Büsche sahen aus wie kahle, starre Peitschen und waren manchmal grau wie ein Herbsthimmel.

Bloch schimpfte über die Strecke. Er mußte all seine Fahrkünste aufbieten, um auf dem Weg zu bleiben. Hin und wieder glitten wir durch lange Pfützen, dann spritzte das Wasser an beiden Seiten hoch und klatschte gegen die Außenhaut des Talbot.

Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei. So heißt es in einem Lied. Auch dieser Weg hatte für uns ein Ende. Wir erreichten eine Gegend, wo wir wirklich nicht weiterkamen und sogar Mühe hatten, den

Wagen zu drehen, damit er wieder in Fahrtrichtung stand.
Wo wir ihn abstellten, war der Boden einigermaßen trocken. »Hoffentlich holen wir uns nicht nur nasse Füße«, meinte der Abbé.
Ich lachte leise. »Willst du noch andere Erfolge?«
»Ja, die böse Angela.«
Ich wiegte den Kopf. »Das Glück einer Begegnung mit ihr werden wir tagsüber wohl kaum haben. Wenn sie tatsächlich ein Vampir ist, hält sie sich versteckt.«
»Vielleicht sogar hier.«
»Das wäre zu schön, um wahr zu sein.« Den Optimismus des Abbé teilte ich nicht und verließ mich zunächst einmal auf die Karte, weil ich feststellen wollte, wo wir uns befanden.
Den Punkt fand ich sehr schnell. Auch der Abbé suchte mit und entdeckte die Quelle zuerst. »Davon ist auch etwas in der Chronik erwähnt worden. Die gibt es immer noch.«
»Sollen wir hingehen?«
»Klar, so haben wir wenigstens ein Ziel.«
Mit dem Wagen wären wir wirklich nicht mehr weitergekommen. Der Boden war einfach zu weich und schwammig. Wir gerieten an Stellen, wo wir selbst fast bis zu den Knöcheln einsanken, und holten uns tatsächlich nasse Füße.
Über Grasinseln stiegen wir hin, platschten durch kleine Rinnsale, störten Vögel in ihrer Ruhe, aber andere Tiere nicht. Dieser Sumpf »schlief« noch.
Etwa eine Viertelstunde hatten wir zu gehen, bis wir das Ziel erreichten.
Beide wunderten wir uns über die veränderte Landschaft, denn wir schauten auf eine Felswand, die vor uns in die Höhe wuchs. Sie war rissig, zeigte Vorsprünge und Kanten und hatte eine Öffnung, aus der Wasser strömte und sein Ziel in einem ebenfalls felsigen Becken fand, von wo es abfloß.
»Da wären wir«, sagte ich.
Der Abbé gab keine Antwort und ging auf die Quelle zu. Ich folgte ihm langsamer, suchte nach Spuren im weichen Boden, entdeckte aber nichts, was auf eine Anwesenheit von Menschen oder Vampiren hingedeutet hätte.
Bloch war vor der Quelle stehengeblieben und wartete mit seiner Frage, bis ich ihn erreicht hatte.
»Weshalb ist diese Quelle in der Chronik erwähnt worden?« fragte er leise.
»Keine Ahnung.«
»Ist sie magisch?«
»Nichts deutet darauf hin.«
Vor unseren Füßen klatschte das Wasser in das Felsbecken. Einige

Spritzer erreichten unsere Hosenbeine oder blieben auf dem Leder der schmutzigen Schuhe liegen.

Ich maß die Felswand ab. Sie war vielleicht 3,50 m hoch.

Aus der Öffnung sprudelte das Wasser wie ein breiter Fächer. Schleierartig verteilt, stürzte es in das Felsbecken.

»Irgend etwas ist mit dieser Quelle los!« Der Abbé ließ sich von seiner Meinung einfach nicht abbringen. »Ich habe zwar keine Beweise, doch umsonst wurde sie nicht erwähnt.«

»Wo hat es denn diesen Romain Bloch erwischt?«

»Er stürzte in eine Fallgrube. Wahrscheinlich hat man sie im Wald aufgebaut.«

Mein Blick glitt an der Felswand hoch. Ob wir uns in einem magisch beeinflußten Gebiet befanden, konnte ich nicht feststellen. Mein Kreuz jedenfalls »meldete« sich nicht. Aber die Quelle oder der Wasserfall waren schon etwas Besonderes.

Oft ist es so, daß sich hinter Wasserfällen große Höhleneingänge befinden. Das war hier nicht der Fall. Das Wasser schäumte aus der relativ kleinen Öffnung und breitete sich auf dem Weg in die Tiefe fächerartig aus.

Die Sonne war verschwunden. Der Abbé hatte recht gehabt. Man sollte der winterlichen Morgensonne nie trauen. Wolken bedeckten den Himmel. Vom Boden her stiegen erste lange Dunstfahnen in die Höhe, die sich ausbreiteten.

Dann sah ich die Bewegung!

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, weil ich den Schatten hinter dem Wasser entdeckte.

Nein, ich hatte mich nicht geirrt. Auch der Abbé sah die Gestalt, die dort regungslos auf einem Pferderücken saß. Ich fühlte Blochs Finger an meinem Arm und hörte den gepreßten Atem. »John, wir haben recht, dahinten steht jemand.«

»Nein, darin«, sagte ich leise, löste mich von meinem Begleiter und ging um das Becken. Von der Seite hatte ich einen etwas besseren Blick.

Mein Herz schlug plötzlich schneller. Automatisch faßte ich dorthin, wo sich mein Kreuz befand, denn jetzt erst spürte ich die leichte Wärme, die von ihm abgegeben wurde.

Es wollte mich vor der Gestalt warnen, die ich endlich erkannt hatte.

Es war einer der vier Horror-Reiter!

***

Auf seiner Brust entdeckte ich - wenn auch nicht sehr deutlich - einen großen Buchstaben.

Ein A!

Entweder gehörte die Gestalt zu dem Dämon Astaroth oder

Amducias. Wie dem auch sei, beide waren gefährlich.
Der Reiter bewegte sich nicht. Er stand dort wie ein Standbild. Durch das vor ihm nach unten fallende Wasser wirkte der Buchstabe auf seiner Brust wie ein zerlaufender Fleck, und auch er selbst erinnerte mich an einen schwarzen Klumpen.
Ich holte mein Kreuz hervor. Wenn es sein mußte, wollte ich durch das Wasser, doch dazu kam es nicht mehr. Bevor ich mein Kreuz einsetzen konnte, war der Reiter wieder verschwunden. So schnell und lautlos, als hätte es ihn zuvor nicht gegeben.
»Er ist weg, John.«
Ich drehte mich zu Bloch hin. »War er denn je da, oder haben wir uns getäuscht?«
»Nein, zum Teufel, das war keine Täuschung. Alles, nur das nicht. Er war da und ist verschwunden. Wobei ich mich nur frage, wo er hergekommen ist. Weißt du eine Antwort?«
»Nein.«
Der Abbé schlug mit der rechten Faust gegen seine linke Handfläche. »Jedenfalls wissen wir jetzt Bescheid. Hinter dieser Quelle steckt mehr, als es den Anschein hat. Und wahrscheinlich auch hinter dem gesamten Fall. John, es geht nicht nur um die böse Angela. Dieser Fall ist größer, viel größer.«
Ich widersprach nicht. Das Auftauchen des Horror-Reiters hatte die Probleme nicht gerade verkleinert. Die vier Reiter der Apokalypse traten eigentlich nie einzeln auf. Wo sich einer aufhielt, konnten die anderen drei nicht weit sein.
Zusammen bildeten sie eine höllische Schutztruppe für einen bestimmten Dämon. Ein Abkömmling des Teufels namens Baphometh, ein Kind-Dämon, dessen Geburt wir leider nicht hatten verhindern können.
Baphometh und die Horror-Reiter führten die Gruppe von Templern an, die sich vor einigen Jahrhunderten von den normalen und gottesfürchtigen Templer-Rittern abgespalten hatte und den Weg in die finsteren Pfade der Hölle ging.
Noch heute jagten sie ihre ehemaligen Brüder. Sie wollten sie töten, an der Spitze natürlich Abbé Bloch. Bisher jedoch hatte der Abbé es verstanden, die Angriffe abzuwehren. Mit der Geburt Baphomeths allerdings war die Gruppe stärker geworden, was uns überhaupt nicht gefiel. Hinzu kam noch ein Mann namens van Akkeren. Er nannte sich Grusel-Star und hatte die Templer als Vertreter Baphomeths bis zu dessen Wiedergeburt geführt. Wie er nun zu diesem Kind-Dämon stand, wußte ich nicht, aber mit ihm mußten wir ebenfalls rechnen.
Ich hörte die Schritte des Abbé selbst durch das Klatschen des fallenden Wassers. »So ist es, John, wir haben es nicht nur mit der bösen Angela zu tun. Ich aber frage mich, welch eine Rolle sie in

diesem teuflischen Machwerk übernommen hat.«
»Wir werden sie fragen, falls wir dazu kommen.«
»Möchtest du trotzdem nach Tullmer fahren?«
»Ja. Wir wissen jetzt, daß etwas auf uns zukommt und müssen auch damit rechnen, den anderen drei Horror-Reitern zu begegnen. Ich weiß nicht, wann sie erscheinen werden, rechne aber damit, daß sie die böse Angela unterstützen. Vielleicht ist sie auch deshalb zurückgekehrt.«
»Wegen der Reiter?«
»Ja.«
Der Abbé knetete sein Kinn. »So ganz kann ich mir das zwar nicht vorstellen, aber ich möchte dir auch nicht widersprechen. Ich bin nur gespannt, welche Gemeinsamkeiten es zwischen den Reitern und der bösen Angela gibt.«
»Die könnten möglicherweise in der Vergangenheit zu suchen sein.« Ich grinste knapp. »Vielleicht wird uns Angela aufklären, wenn wir ihr die entsprechenden Fragen stellen.«
Bloch nickte. »Dennoch würde ich dieses Gebiet nicht vergessen oder aus den Augen lassen. Ich habe einfach das Gefühl, daß sich hier noch etwas ereignen wird.«
»Möglich.«
»Weißt du, John, Dämonen lieben die Nacht, besonders Vampire. Wir werden bis zum Anbruch der Dunkelheit warten müssen. Erst dann wird sich Angela aus ihrem Versteck wagen. Und wir sollten die Zeit nutzen. Möglicherweise wissen die Bewohner von Tullmer mehr.«
Der letzte Satz war praktisch unser Startsignal. Auf dem Rückweg hingen wir unseren Gedanken nach. Jeder befaßte sich mit dem Problem, aber über Ergebnisse sprachen wir nicht. Es war genug spekuliert worden, jetzt mußten wir alles auf uns zukommen lassen.
Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Der leichte Dunst bildete an besonders feuchten Stellen schon dicke Nebelwände, die wie graue Mauern über dem Sumpf standen.
Auf der normalen Straße war die Sicht noch ziemlich gut. Auch im Fahrtempo brauchten wir uns nicht einzuschränken.
Der erste Eindruck von Tullmer war positiv. Wir fanden eine saubere Stadt vor mit zahlreichen Fachwerkhäusern, wie sie für das Elsaß so typisch sind. Die Weinberge im Osten waren unter dem dünnen Dunstschleier verschwunden, und aus den zahlreichen Schornsteinen der Häuser quollen dünne Rauchfahnen.
Enge Gassen, feuchtes Kopfsteinpflaster, hohe Bordsteine, kleine Gasthäuser, Pensionen, einige Geschäfte, das alles entdeckten wir.
Die Straßen und Gassen waren nicht leer. Die Menschen gingen ihren gewohnten Tätigkeiten nach, kauften ein, arbeiteten oder schwatzten miteinander.

Und gerade diese Menschen kamen uns beim zweiten Hinsehen bedrückt vor. Wir vermißten beide die Fröhlichkeit. Das konnte auch am Wetter liegen, doch daran wollte ich nicht so recht glauben.

Wir parkten am Markt. Wenn ich in ein fremdes Dorf kam, stellte ich den Wagen immer dort ab.

Alte Häuser säumten ihn, eine große Eiche breitete ihr kahles Geäst aus, einige Kinder spielten Fangen, und gegenüber öffneten sich die Türen einer Schule, um die Schüler zu entlassen.

»Wo fangen wir an?« fragte der Abbé.

»Ich habe da meine eigenen Vorstellungen entwickelt. Um etwas zu erfahren, muß man entweder mit einem Polizisten reden, dann erhält man die Informationen offiziell, oder aber man geht in einen Gasthof und mischt sich unter die Leute. Du kannst wählen.«

»Wie wär's mit dem Dorf-Sheriff?«

»Falls es einen gibt.«

Im Rathaus gab es eine Polizeistation, die aber war nicht besetzt. Der zuständige Beamte hatte Urlaub und war in den Süden gefahren, weil seine Tochter dort heiratete.

»Bleibt uns die Kneipe.«

»Wir wär's mit dem Bürgermeister, John? Wo wir schon mal im Rathaus sind.«

Ich schaute den leeren Gang hinunter. Der Fußboden bestand aus dunkelroten Steinen. Sämtliche Türen waren geschlossen. »Hier findest du keinen. Es ist Mittag.«

»Gut, gehen wir etwas essen.«

Der nächste Gasthof lag nur wenige Schritte entfernt. Er war in einem alten Fachwerkhaus untergebracht worden. Über der Tür schaukelte ein großer Hahn aus Messing.

Wenn der Wirt immer so gut zu tun hatte wie an diesem Mittag, konnte er schnell reich werden. Es gab kaum noch einen freien Platz. Zwei Serviererinnen schleppten Tellergerichte an die Tische.

Wahrscheinlich saß hier die Besatzung des Rathauses und schlug sich die Bäuche voll.

Wir kämpften uns bis zur Theke durch. Nicht nur Bier wurde vom Faß verkauft, auch Wein. Ich entschied mich für Wein wie auch der Abbé.

Der Wirt, ein älterer Mann mit Lederschürze vor dem Bauch und aufgekrempelten Hemdsärmeln, schaute dreimal hin, als er uns sah.

»Ja, wir sind fremd«, sagte ich.

»Das dachte ich mir. Auf der Durchreise?«

»So ungefähr.«

Er servierte uns den Wein, wir tranken die ersten Schlucke und stellten die bauchigen Gläser wieder auf den alten, dunklen Holztresen, über dem Messingleuchten hingen, die ihren Schein

fächerförmig verteilten. Die Kneipe war originell. Das fing bei den hochlehnigen Stühlen mit einem Korbgeflecht als Sitzfläche an und hörte bei den zahlreichen Souvenirs auf, die auf einem Regal standen und wohl von den Gästen mitgebracht worden waren.

Rechts neben mir saß ein älterer Herr, der seinen Schoppen trank und mich beobachtete. Als sich unsere Blicke wieder trafen, lächelte ich. Das faßte der Mann als Aufforderung für ein Gespräch auf und meinte: »Ich habe zufällig aufgeschnappt, daß die Herren fremd sind.«

»Das stimmt!«

Der Mann strich über sein schwarzgraues, gescheiteltes Haar. Auf seiner Oberlippe wuchs ein schmaler Bart von der gleichen Farbe. »Wollen Sie länger bei uns bleiben?«

»Das kommt darauf an, ob es uns gefällt.«

»Ich heiße übrigens Meier. Major außer Diensten.«

Auch wir stellten uns vor. Der Major merkte sofort, daß ich Engländer war, ging aber darauf nicht ein, sondern beschäftigte sich mit unserem Bleiben.

»Normalerweise würde ich nichts sagen. Wir sind Besuchern gegenüber positiv eingestellt, aber ich finde, daß Sie noch vor Einbruch der Dunkelheit abreisen sollten.«

Wir taten erstaunt. »Weshalb?« fragte der Abbé.

»Das ist nicht einfach zu erklären«, erwiderte der Major. »Wirklich nicht, weil ich Ihnen keine Angst einjagen will.«

Ich lachte. »Wir sind einiges gewohnt.«

Meier nahm sein Weinglas hoch und schaute sehr skeptisch hinein. »Nein, Sie sollten fahren.«

»Dann nennen Sie uns den Grund!« verlangte Bloch.

»Ich behalte ihn für mich.«

»Kann es wegen der bösen Angela sein?« fragte ich locker.

Der Major neben mir hatte sein Weinglas schon umklammert. Er behielt den Griff bei, ohne das Glas hochzuheben. »Woher wissen Sie?« fragte er nur.

»Es spricht sich herum.«

»Nein, das glaube ich Ihnen nicht.« Der Abbé beugte sich nach rechts.

»Vielleicht sind wir nur deswegen nach Tullmer gekommen.«

»Dann sollten Sie auch meinen Rat beherzigen und so rasch wie möglich abfahren. Die böse Angela ist eine Nummer zu groß für Sie. Die schafft jeden, glauben Sie mir.«

»Mal sehen.«

Der Major trank. »Haben Sie Angela eigentlich schon mal gesehen?«

»Nein.«

»Seien Sie froh. Es gibt einige Leute hier im Ort, die ihr begegnet sind.«

»Und?«

Ich sah eine Gänsehaut auf dem Gesicht des Majors. »Ich kann Ihnen etwas sagen, Monsieur Sinclair. Die haben Glück gehabt, daß sie noch leben. Auch mir ist sie in der vergangenen Nacht über den Weg gelaufen. Das ist hier Tagesgespräch.« Er drehte sich auf dem Hocker. »Sehen Sie sich mal um. Äußerlich ist alles normal, aber lassen Sie mal die Dunkelheit hereinbrechen, dann werden sich die Menschen verändern. Jeder hier in Tullmer hat Angst. Noch gab es keinen Toten, das aber könnte sich schnell ändern.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Gibt es hier Bewohner, die einen besonderen Kontakt mit ihr hatten?«

»Ja, die Cingars. Das heißt, der junge Cingar. Er ist Soldat, kam gestern abend nach Hause und wurde von Angela überfallen. Zum Glück hat er es überlebt. Wir alle haben sie gesehen, konnten sie aber an der Flucht nicht hindern.«

»Und wo befindet sie sich jetzt?« wollte der Abbé wissen.

Monsieur Meier hob die Schultern. »Das kann Ihnen niemand sagen. Sie wird sich versteckt halten.«

Er beugte sich näher und leckte einen Tropfen Wein von der Unterlippe. »Ich will Ihnen etwas sagen. Der Wald ist nahe und der Sumpf ebenfalls. Da gibt es viele Schlupfwinkel, wo sich ein Vampir verbergen kann.«

»Haben Sie nach ihr gesucht?«

»Nein!« antwortete er fast entrüstet. »Wo denken Sie hin? Niemand begibt sich freiwillig in Lebensgefahr. Die Sache hat schon genug Staub aufgewirbelt, nachdem etwas von der bösen Angela in der Zeitung gestanden hat. Sie glauben nicht, was hier für ein Rummel war. Nach einer Woche hat sich alles beruhigt. Auch das Wetter spielte nicht so mit. Sie sind die ersten Fremden, die kamen. Noch einmal mein Rat. Fahren Sie lieber wieder weg, wenn Ihnen Ihr Leben wichtig ist.«

Ich ging auf den Vorschlag nicht ein. »Sie können sich auch nicht vorstellen, weshalb diese Vampirin erschienen ist?«

»Nein, aber sie hatte einen Grund!«

»Welchen?«

»Noch einen Wein, Major?« fragte der Wirt und schenkte nach, als Meier genickt hatte. Uns bedachte er mit mißtrauischen Blicken. Es gefiel ihm wohl nicht, daß wir uns mit dem Einheimischen so intensiv über ein bestimmtes Thema unterhielten.

Meier trank. »Wissen Sie«, sagte er, das Glas absetzend. »Das ist alles etwas schwierig. Eigentlich bin ich nicht der richtige Gesprächspartner für Sie. Die Cingars wissen mehr über das Auftauchen des Vampirs und auch über dessen Motiv.«

Abbé Bloch, der zugehört hatte, spreizte Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand ab. »Aber Sie wissen doch bestimmt ein wenig

oder kennen Vermutungen?«
»Schon. Ich bin mehr ein Tatsachenmensch, ein Realist. Jedenfalls hörte ich, daß die böse Angela nur deshalb erschienen ist, weil sie auf ein bestimmtes Ereignis wartet.«
»Auf welches, wissen Sie nicht?«
»Nein.«
»Dann müßten wir mit den Cingars mal reden.«
Der Major legte mir eine Hand auf den Unterarm. »Ganz im Ernst, Monsieur. Wir schätzen die Neugierde von euch Reportern eigentlich nicht. Nehmen Sie es nicht persönlich, nur ganz allgemein.«
Ich lächelte schmal. »Wir sind nicht von der Presse.«
»Ach.« Er lehnte sich zurück. »Woher kommen Sie dann?«
»Können Sie schweigen?«
»Ich war Offizier!«
»Gut, dann sage ich es Ihnen. Interpol.«
Der Major starrte uns an, überlegte, wobei seine Stirn ein Faltenmuster zeigte. »Deshalb also die Nichtfranzosen. Sie als Engländer und Sie, Monsieur…«
»Ich bin Franzose. Aus dem Süden.«
»Ach so.«
»Wo wohnen denn die Cingars?« fragte ich.
»Nicht weit von hier. Sie brauchen nicht einmal einen Wagen zu nehmen. In Tullmer liegt alles dicht zusammen. Ich erkläre Ihnen den Weg.«
Es war wirklich nicht weit. Der Major wiederholte sich noch einmal und nahm uns das Versprechen ab, ihn in Kenntnis zu setzen, wenn es soweit war.
Abbé Bloch hatte schon gezahlt. Unter den Blicken der anwesenden Gäste verließen wir das Lokal.
Die Leute starrten uns an, als wären wir selbst Vampire.
Ich warf an der Tür noch einen Blick zurück. Der Wirt hatte sich über den Tresen gebeugt und flüsterte mit dem pensionierten Major. Wahrscheinlich ging es um uns.
Über Tullmer hing der Dunst. Wie angebunden klebten die langen Fahnen an der Erde. Noch konnte man sehen, in der Dämmerung allerdings und der folgenden Dunkelheit würde es schwierig werden.
Für einen Vampir eine ideale Wetterlage.
Bloch nickte mir zu. »Ich bin gespannt, ob uns die Cingars mehr sagen können.«
»Das hoffe ich.«

***

Es dauerte etwas über zehn Minuten, bis wir das Haus der Familie gefunden hatten. Es lag am Ende einer schmalen Straße, ein wenig

versetzt. Neben der Haustür stand ein betagter R 4 mit einigen frischen Beulen als Muster. Das mußte der Wagen sein, der von der bösen Angela überfallen worden war.

Ich fand eine Klingel und schellte. Die Glocke hörten wir im Haus, nur kam niemand, um zu öffnen.

»Die scheinen nicht da zu sein.« Bloch stand vor einem Fenster und versuchte, einen Blick durch die Scheibe zu werfen.

»Siehst du etwas?«

»Nein.«

Es ist eine alte Angewohnheit von mir, gegen eine Tür zu drücken, bevor ich mich endgültig verabschiede. Auch hier tat ich das, aber die Tür war verschlossen.

»Wir werden es später noch einmal versuchen«, sagte ich zum Abbé.
»Nein, John, jetzt.«

»Was ist?«

Er drehte sich um. Sein Gesicht war hart geworden. »Ich habe doch etwas erkennen können. Da liegt ein Schrank am Boden.«

»Bist du sicher?« Ich ging einen Schritt auf das Fenster zu. »Sieh selbst nach.«

Der Wind blies mir feucht in den Nacken, als ich durch die Scheibe starrte und zugeben mußte, daß sich der Abbé nicht geirrt hatte. Ich blies meinen sichtbaren Atem in den Dunst und nickte Bloch zu.

»Gut«, sagte ich. »Sehen wir uns die Rückseite an. Vielleicht kommen wir irgendwie hinein.«

»Und was denkst du?«

»Das gleiche wie du, Abbé. Die böse Angela scheint ihrem Namen alle Ehre gemacht zu haben.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

Ein schmaler Weg führte seitlich am Haus vorbei in den Garten. Dort wollten wir nicht hin. Neben der Außentreppe an der Rückseite blieben wir stehen. Ich wäre fast in die auf dem Boden liegenden Splitter hineingetreten. Gerade noch zog ich den Fuß zurück, drehte den Kopf und sah die zerstörte Scheibe eines Fensters.

»Gütiger Himmel!« flüsterte der Abbé. »Die muß tatsächlich im Haus gewesen sein.«

»Warte du noch.« Ich streckte den Arm aus und entriegelte das Fenster von innen.

Der Einstieg bereitete mir keine Schwierigkeiten, und auch der Abbé folgte mir schnell.

Wir befanden uns in einem schmalen Raum, in dem Vorräte standen. Es roch nach Putzmitteln und Seife. Die Tür war offen, so daß wir in einen Flur gehen konnten.

Beide bewegten wir uns so leise wie möglich und fast nur auf den Zehenspitzen. Befanden wir uns tatsächlich in einem Haus, das von

einem Vampir heimgesucht worden war?

Ich hatte die Beretta gezogen und blickte zur Seite, als ich Stoff rascheln hörte.

Der Abbé hatte unter seiner Jacke einen aus geweihtem Silber bestehenden Pflock hervorgeholt. In der anderen Hand hielt er eine silberne Maske, die er jetzt aufsetzte. Die Maske bedeckte nur die obere Gesichtshälfte, den Mund ließ sie frei. Durch die beiden großen Augenschlitze konnte er sehen.

Ich kannte den Pflock und auch die Maske. Erinnerungen an einen anderen Fall wurden wach, als ich den Abbé und seine Templer zum erstenmal in Aktion erlebt hatte. Das lag ungefähr ein Jahr zurück. Da hatten wir Hector de Valois' silbernes Skelett gefunden, in einem Grab aus der Vergangenheit. Wir waren von blinden Werwölfen überfallen worden, aber die Templer hatten sie alle geschafft, und zwar durch die Hilfe ihrer Silberpflöcke.

»Es ist wieder soweit«, flüsterte Bloch beinahe feierlich. »Ich spüre, daß ich eingreifen *muß*.«

»Noch wissen wir nicht, was vorgefallen ist.«

»Rechnest du mit Lebenden?« fragte er nur.

»Solange ich das Gegenteil nicht gesehen habe, schon«, erwiderte ich.

»Nein, John, hier hat das Grauen zugeschlagen. Ich spüre es mit jeder Faser meines Körpers. Wir haben über ein Versteck für die böse Angela gesprochen. Vielleicht finden wir es hier.«

Noch standen wir im Flur. Er war überheizt.

»Trennen wir uns?« fragte der Abbé.

»Warte erst.« Ich hatte die offenstehende Tür zum Flur entdeckt und ging auf sie zu. Diesmal sah ich den Schrank liegen. Er war bei seinem Fall auseinandergeplatzt. Das Oberteil lag auf dem Boden, die Scheiben waren zerstört und das Porzellan ebenfalls. Als Scherbenhaufen lag es in der Küche verteilt.

Von der bösen Angela sahen wir ebensowenig etwas wie von den Bewohnern des Hauses.

Der Abbé schob mich in die Küche hinein. »John, sie war hier, das schwöre ich. Du kannst sagen, was du willst.« Er deutete auf den Boden. »Sieh dir den Fleck an, das ist Blut!«

Wir sahen nicht nur den einzigen Fleck. Das Blut verteilte sich in der Küche.

Die Familie Cingar bestand aus den Eltern und dem Sohn. Und alle drei waren nicht zu sehen. So etwas mußte uns einfach zu denken geben. Und es waren beileibe keine positiven Gedanken, die uns durch den Kopf schossen.

»Wenn Angela sie erwischt hat, müssen wir mit vier Vampiren rechnen und auch damit, daß sie geflohen sind. Sie werden sich möglicherweise in der Nähe versteckt halten. Der Wald ist ja dicht

genug.«

»Wir werden das Haus trotzdem durchsuchen«, entschied ich.

»Damit bin ich einverstanden. Trennen wir uns? Jeder ist Manns genug, um auf sich selbst achten zu können.«

»Ja, ich bin dafür.«

Der Abbé wollte sich unten umsehen. Mich führte der Weg in die obere Etage. »Ich nehme mir auch noch den Keller vor«, sagte Bloch zum Abschied.

»Nein, warte, bis ich zurückkomme.«

»Glaubst du, daß sie sich dort verborgen halten?«

»Wenn Angela es geschafft hat, müssen wir mit vier Gegnern rechnen«, sagte ich leise.

»Bon, ich warte dann auf dich.«

Die Treppe nach oben war ziemlich eng und steil. Jede Holzstufe stöhnte auf, wenn sie durch mein Gewicht belastet wurde. Ich schielte höher, sah aber keine Bewegung.

Im schmalen Flur der ersten Etage blieb ich stehen und sah mich zunächst einmal um.

Drei Türen, davon eine sehr schmal und am Ende des Flurs, wo auch die Lampe hing. Ich hatte Licht gemacht, riß die schmale Tür auf und blickte in eine schmale Abstellkammer, in der ich alles mögliche fand, nur keinen Vampir. Dafür eine Luke mit Leiter, die ausklappte, wenn man sie nach unten zog.

Ich ging wieder zurück und nahm mir die erste Tür auf der linken Seite vor.

Dahinter lag das Zimmer des Jungen. Wände waren mit Postern beklebt. Die Motive zeigten die bekannten Rockgruppen, aber auch ein paar leichtbekleidete Mädchen entdeckte ich. Das Bett war nicht gemacht. Jemand hatte aber darin gelegen.

Ich schaute auch in den Schrank.

Wäsche, Kleidung und ein Fernrohr fand ich. Dieses Zimmer war leer. Auch der helle Teppichboden zeigte keine Blutflecken. Gegenüber lag das Schlafzimmer der Eltern. Ein etwas zu kleiner Raum und mit einer Schräge versehen.

Der Schrank war nach Maß eingebaut worden. Die vier Türen waren verschlossen. Zwischen dem Schrank und dem Doppelbett befand sich nicht viel Platz. Ich blieb stehen und schaute auf das Bett, bis ich plötzlich ein schabendes Geräusch hinter meinem Rücken hörte und herumwirbelte.

Der Hieb mit der harten Handkante traf mich noch in der Drehung und schleuderte mich so weit zurück, daß ich auf das Bett prallte. Zwischen Hals und Ohr hatte es mich erwischt. Dort flammte auch der Schmerz hoch.

Aus dem Schrank aber stürzte ein noch junger Mann hervor, der nur

mit einer Schlafanzughose bekleidet war. Sein Gesicht war schrecklich verzerrt, und die beiden Vampirzähne leuchteten wie blanke Stifte…

***

Der Vampir hechtete auf mich zu. Ich lag noch auf dem Rücken und drehte mich jetzt zur Seite, wobei ich mir viel Schwung gegeben hatte und über das flache Fußende hinwegrollte, als der Vampir auf das Bett krachte und seine Klauen in die Decke schlugen.

Ich hörte ihn böse knurren, kam rückwärts taumelnd in die Höhe und wurde von der Wand gestoppt.

Auch der Blutsauger richtete sich wieder auf. Von unten her hörte ich Abbé Bloch meinen Namen rufen, darum kümmerte ich mich nicht, ich feuerte dem anhechtenden Blutsauger eine Kugel entgegen.

Stoppen konnte ich ihn nicht. Er rammte mich noch, hielt sich dann an mir fest, aber ich spürte bereits die Wirkung der Kugel. Seine Bewegungen erlahmten, die Finger konnte er nicht mehr krümmen, und so rutschten seine Hände ab.

Vor mir sank er zu Boden. Ich drückte ihn zur Seite, so daß er sich auf den Rücken rollte.

Ja, er war tot. Das bleiche Gesicht hatte einen friedlichen Ausdruck angenommen. Nichts erinnerte mehr an die verzerrte Fratze, die er gehabt hatte, als er den Schrank verließ.

Plötzlich stand der Abbé neben mir. Den Silberpflock hielt er stoßbereit in der Rechten. Ich massierte meinen Hals und erklärte Bloch, was nötig war.

Der Abbé nickte schwer. »Ja, das war der Junge«, hauchte er dabei. »Einmal hat er es geschafft und konnte dieser Angela entgehen. Beim zweitenmal hatte er kein Glück mehr.«

»So ist es.« Ich beugte mich nieder und hob den jungen Mann auf. Dann legte ich ihn rücklings aufs Bett. Der Abbé schloß ihm die Augen.

»Mehr können wir nicht für ihn tun«, sagte er nach einem kurzen Gebet. »Und die anderen Mitglieder der Familie? Was ist mit denen?«

»Ich weiß es nicht. Er hielt sich im Schrank verborgen. Eine Tür stand offen, die drei anderen waren noch geschlossen.«

Der Reihe nach riß Bloch sie auf. Er wühlte mit beiden Händen zwischen den hängenden Kleidungsstücken, fand aber nichts und trat wieder zurück. »Und wo können die anderen stecken, John?«

»Hast du unten nachgesehen?«

»Da ist nichts.«

»Der Keller fehlt uns noch.«

»Das ideale Vampirversteck.«

»Vielleicht.«

Hintereinander schritten wir die Treppe hinab. Es war uns klar, daß

wir die Brut noch vor Anbruch der Dunkelheit finden mußten. War es erst einmal finster, konnten sie aus dieser Deckung heraus agieren und das Blut der Menschen trinken.

Der Abbé wußte bereits, wo sich die Kellertür befand. Sie war auch nicht abgeschlossen. Diesmal ging er zuerst, blieb auf der obersten Steinstufe stehen und drehte den Lichtschalter herum.

Es passierte nichts.

»Mist!« hörte ich ihn flüstern. »Das kommt nicht von ungefähr, John, sage ich dir.«

»Hast du eine Lampe?«

»Nein, leider nicht.«

»Aber ich. Laß mich vor.« Ich hatte die Leuchte schon aus der Tasche geholt. Sie war sehr klein, hatte aber Halogenlicht, das über die Treppe hinwegfiel und einen Teil des Kellerganges ausleuchtete. Madame Cingar war eine saubere Frau, die auch den Keller putzte. Staub und Fußabdrücke entdeckten wir nicht darin.

Diesmal trat ich als erster tiefer in die ungewöhnliche Stille des Kellers hinein. Es war eine Ruhe, die mir überhaupt nicht gefiel. Sie kam mir lauernd vor, als würde sie darauf warten, das Grauen ausschicken zu können. Es gab keinen direkten langen Kellergang. Drei Verschläge entdeckte ich.

Leider bestanden die Türen aus dickem Holz, so daß ich nicht hindurchleuchten konnte.

An der linken Seite öffnete sich eine Nische. Sie mußte sehr breit sein, weil dort der Gasbrenner seinen Platz gefunden hatte. Er stand auf einem gemauerten Sockel. Zwischen ihm und der Rückwand befand sich noch ein Zwischenraum, in den ich hineinleuchtete. Alte Spinnweben entdeckte ich, sonst nichts.

Der Abbé kam die Treppe runter. Ich hörte seine Schritte, obwohl er sich bemühte, leise zu sein.

»Sie sind aber hier«, sagte er, »das spüre ich genau.«

Mit dem Waffenlauf deutete ich auf eine der beiden Türen. Der Abbé stand schon davor und versuchte, sie zu öffnen. Er schaffte es nicht, jemand hatte sie abgeschlossen.

»Aufbrechen?«

»Erst mal die andere Tür.«

Bloch hatte nicht weit zu gehen. Ich leuchtete ihm. Der Strahl fiel auch auf die Silbermaske und ließ sie aufleuchten wie einen im Mondlicht stehenden Spiegel.

Die Tür hatte eine schwarze Klinke, und sie war nicht verschlossen. Der Abbé zog sie mit einem heftigen Ruck auf, ich strahlte über die Schwelle, und wir blickten in eine viereckige Waschküche, in der eine alte, mit Wasserkraft betriebene Maschine stand. Die moderne sahen wir rechts der beiden großen Steinwaschbecken.

»Sieht leer aus«, sagte Bloch und betrat die Waschküche.

Im nächsten Augenblick konnte er dem Himmel danken, daß er eine Halbmaske trug. Hinter der Tür hatte der Gegner gelauert und zugeschlagen. Die Holzlatte war auf das Gesicht des Abbés gezielt, sie traf auch, aber sie erwischte nur die Maske.

Der Abbé riß die Arme hoch. Im Licht meiner Lampe sah ich seine Bewegungen scharf konturiert.

Er drehte sich auch herum - ob er benommen war, konnte ich nicht erkennen -, dann erschien eine Hand und griff zu.

Gleichzeitig stieß der Abbé seinen rechten Arm vor.

Ich war ebenfalls da und erkannte beide.

Bloch und der Vampir sahen aus, als wollten sie sich auf eine besonders herzliche Art und Weise begrüßen, denn sie hielten sich gegenseitig umklammert.

Nur war diese Begrüßung für einen der beiden tödlich, denn Bloch hatte genau gezielt. Der Silberpflock befand sich mit seiner Spitze dort, wo der Vampir ein nicht mehr schlagendes Herz besitzt.

Ich leuchtete in sein Gesicht. Es war schrecklich verzerrt, als er langsam nach hinten kippte und sich der Pflock aus dem Körper wieder löste. Der Templer behielt seine Waffe in der Hand. Vor unseren Augen drehte sich der Blutsauger dem Boden entgegen. Auch der Abbé taumelte auf die Wand zu, die Nachwirkungen des Treffers waren nicht einfach zu verdauen.

»Geht es?« fragte ich.

Abbé Bloch bewies sogar Humor. »Gestern ging's noch«, erklärte er keuchend und nahm seine Maske ab. »Die hat einiges abgehalten. Wäre sie nicht gewesen, dann…« Er verstummte und preßte beide Hände vor die Stirnwunde, die er trotz allem erhalten hatte.

Ich sah mir den Vampir an. Es mußte der Vater des jungen Soldaten sein, die Ähnlichkeit jedenfalls war unverkennbar. Das Gesicht war nicht mehr verzerrt, es zeigte jetzt einen friedlichen Ausdruck.

Ich spürte den Schauer, der meinen Rücken hinablief. Zwei Mitglieder der Familie waren zu Vampiren geworden, es fehlten nur noch die Mutter und natürlich die böse Angela. Sie war die treibende Kraft, sie hatte das Böse in die kleine Welt dieses idyllischen Ortes gebracht.

Ich durchsuchte den Keller und leuchtete dabei jeden Winkel aus. Verdächtiges war nicht mehr zu finden. Kein Vampir hielt sich verborgen. Die zweite Tür am Ende der außen vorbeiführenden Treppe war verschlossen.

»Laß uns weitersuchen, Abbé. Irgendwo müssen sie einfach stecken, verdammt.«

Abbé Bloch trat auf mich zu. Er mußte noch mit der Balance kämpfen, der Treffer hatte ihn trotz Maske härter erwischt, als er mir

gegenüber zugeben wollte.

Er nickte. »Geht in Ordnung.«

»Und was fehlt noch?« Ich überlegte einen Moment und dachte an den Dachboden. In der kleinen Kammer oben hatte ich die Luke gesehen und die daran befestigte Leiter. »Es gibt noch eine Möglichkeit. Dieses Haus hat so etwas wie einen Spitzboden. Meines Erachtens wird er gerade so groß sein, daß sich dort ein Mensch verbergen kann. Vielleicht sollten wir da noch einmal nachsehen.«

Auch der Templer hatte nachgedacht. »Ich kann mir gut vorstellen, daß Angela das Haus hier verlassen hat. Möglicherweise wollte sie nur einen Stützpunkt, ansonsten aber freie Bahn haben.«

»Und wo?«

»Im Ort?«

»Nein, ich denke eher an die Quelle und diesen Wasserfall. Sie ist aus dem Sumpf gekommen, wir haben einen Horror-Reiter gesehen, und ich glaube jetzt auch, daß sich hinter dem Wasserfall der Eingang zu einer anderen Dimension befindet. Meines Erachtens muß es dort ein Tor geben.«

»Kann sein.«

Wir verließen den Raum und leuchteten noch einmal durch den Flur. Mich interessierte die nebenan liegende Tür. Zwar war sie verschlossen, dennoch konnte sich hinter ihr jemand aufhalten.

Da hörten wir das Wimmern.

Zuerst dachten wir an ein Tier, weil es ein so klagender Laut war. Ich wollte aber auf Nummer Sicher gehen und hämmerte mit der Faust gegen das Holz.

Das Wimmern verstummte.

Der Abbé blickte mich an. »John, dahinter muß jemand hocken. Vielleicht Madame Cingar.« Er hatte die Vermutung kaum ausgesprochen, als er bereits den Namen rief.

Die Antwort erhielten wir schnell. »Wer sind Sie?« Am Zittern der Stimme hörten wir heraus, unter welch einem immensen Druck die Person stand.

»Sie haben nichts zu befürchten«, sagte der Abbé. »Schließen Sie die Tür auf.«

»Nein! Nein! Sie sind fremd. Ich habe Ihre Stimmen noch nie gehört. Ihr wartet nur auf mich, ihr verdammten Blutsauger. Ich bleibe hier, und wenn ich hier vermodern muß.«

Bloch hob die Schultern. »Was machen wir? Willst du das Schloß aufbrechen?«

»Zur Not ja.«

Wir beide versuchten es noch einmal mit Worten. Es gelang uns tatsächlich, Madame Cingar von unseren ehrlichen Absichten zu überzeugen und auch nur, als wir den Text eines bekannten Gebets

gesprochen hatten, denn Vampire würden sich vor diesen Worten hüten.

Schlurfende Schritte näherten sich der Tür, und wenig später wurde sie aufgezogen.

Wir waren sicherheitshalber einen Schritt zurückgetreten. Ich leuchtete die Tür auch nicht direkt an, sondern vorbei, und wir sahen eine Frau, die ein großes Holzkreuz umklammerte.

Über den Querbalken hinweg blickte ich in ihr Gesicht. Eine graue Haut, verweinte Augen, die Lippen zitterten, und feine Speichelbläschen sprühten zwischen ihnen.

Sie trug einen eng gewickelten Schlafrock, auf dessen Kragen das aufgelöste Haar fiel. »Faßt das Kreuz an!« keuchte sie rauh. »Faßt es an, ihr beiden.«

Wir taten ihr den Gefallen.

Als sie sah, daß uns nichts geschah, stöhnte sie auf und kippte zur Seite. Die Spannung löste sich bei ihr, und sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Ich fing die bedauernswerte Frau auf und trug sie hoch in die Wohnung, wo ich sie auf die Couch des Wohnzimmers bettete.

Ich fand einen Cognac und reichte ihr ein Glas. Sie richtete sich auf, ich stützte sie ab und sah zu, wie sie trank. Bis zum Grund leerte sie das Glas.

Danach ließ sie sich wieder zurückfallen. Ihre starren Augen richteten sich gegen die Decke. Dann bewegten sich die Lippen. »Tot«, flüsterte sie. »Alle sind tot. Mein Gott, es war grauenhaft. Ich habe es erleben müssen. Sie war hier, hier in der Wohnung.« Sie drehte den Kopf so, daß sie uns ansehen konnte. »Haben Sie gehört? Diese Bestie hatte sich in unserem Haus versteckt.«

»Angela, nicht wahr?« fragte der Abbé.

»Ja, wir dachten, es wäre vorbei, aber das stimmte nicht. Mein Sohn schlief schon, auch Gérard und ich wollten zu Bett gehen, da tauchte sie auf. Sie hatte sich im Keller versteckt gehabt, und wir konnten uns kaum wehren. Nur ich holte mir das Kreuz. Davor hat sie Furcht, aber meine beiden Männer…«

Den Rest der Worte verstanden wir nicht, weil sie in einem Weinkrampf untergingen.

Wir ließen Madame Cingar Zeit. Sie preßte ein Taschentuch gegen die Augen, weinte weiter und schüttelte hin und wieder den Kopf. Wir gingen noch nicht. Diese Frau wußte bestimmt etwas, das für uns interessant war.

Nach Angela brauchten wir keine Ausschau zu halten. Sie hatte das Haus längst verlassen, aber ihr Erbe schwelte weiter.

Nach einer Weile hatte sich die Frau wieder gefangen. Sie tupfte die nassen Augen ab und sah uns abwechselnd an. »Was wollen Sie

eigentlich hier?« fragte sie schluchzend.

Ich lächelte. »Vielleicht sind wir gekommen, um einen Vampir zu stellen.«

»Sie als Menschen?«

»Ja.« Mir schien es so, als hätte sie vergessen, daß wir ihre beiden Männer erlöst hatten. Das war auch nicht das Thema. Angela war wichtiger.

»Wo steckt die böse Angela?« fragte ich.

»Sie ist weg.«

»Warum?« fragte der Abbé.

»Sie… sie hat ja hier ihr Böses getan«, erwiderte Lisette Cingar stotternd und bewegte ihre Finger.

»Und… und mich hat sie ja nicht bekommen.«

»Zum Glück«, sagte ich.

Der Abbé hatte eine andere Frage.

»Wissen Sie denn, wo sie sich möglicherweise aufhalten könnte?«

»Nein.«

»Sie haben also nichts gehört? Konnte Angela sprechen? Hat sie geredet? Hat sie mit Ihnen gesprochen, Madame?«

»Ja, sie redete manchmal so komisch. Es hörte sich an, als würde sie fauchen. Ich hatte mich ja eingeschlossen. Sie erzählte mir, was sie mit meinen Männern gemacht hatte. Sie freute sich darüber und lachte nur. Das hatte auch einen Grund, wie sie sagte. Es ging ihr allein um ihn. Auf ihn hat sie gewartet, das sagte sie auch immer wieder, und ich konnte es hören, obwohl sie fauchte.«

»Wie hieß er?« fragte ich.

»Sie hat keinen Namen genannt. Sie sprach immer nur von ihm. Er war derjenige welcher. Auf ihn hat sie gewartet. Er würde alles ändern. Dann ist sie gegangen. Ja, sie hat das Haus verlassen, einfach so.«

»Ist sie in den Wald gegangen?«

»Das hat sie nicht gesagt.« Die Frau nahm ihr Taschentuch und preßte es wieder gegen die Augen.

Dabei zuckten ihre Lippen. Wir hörten, wie sie die Namen ihres Mannes und auch des Sohnes flüsterte. Der richtige Schock würde bestimmt noch später kommen und sie dann voll erwischen. Davon war ich überzeugt.

Ich dachte wieder an den Wasserfall und den Sumpf. Meiner Ansicht nach war dies ein magischer Ort, und ich sprach die Frau darauf an. »Kennen Sie den Wasserfall?«

Madame Cingar reagierte nicht sofort, und ich mußte meine Frage wiederholen.

»Den am Sumpf?«

»Ja.«

Sie nickte einige Male. »Ja, den kennen wir. Aber es ist kein guter Ort, verstehen Sie?«
»Nein, ich verstehe nicht.«
»Man geht dort nicht hin. Die Einwohner von Tullmer meiden ihn. Sie wollen ihm keinen Besuch abstatten. Die meisten fürchten sich davor, einige hassen ihn sogar.«
»Weshalb?«
Sie schneuzte ihre Nase. Das Gesicht war vom Weinen verquollen. Die Augen sahen aus, als hätten sie Wundränder. »Man hat dem Gebiet einen Namen gegeben, der Angst machen kann. Dort sind die Gräber der Ahnen. Ja, so sagt man.«
»Welche Ahnen?« fragte der Abbé.
»Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls hat man in früheren Jahren dort Tote bestattet. Das war im Dreißigjährigen Krieg. Man warf die Leichen einfach in den Sumpf. Hier haben viele Kämpfe getobt. Fremde Söldner aus dem Norden drangen vor bis in das Elsaß. Wer von denen starb, wurde in den Sumpf geworfen. Irgend jemand hat dem Gebiet dann diesen Namen gegeben. Was es genau damit auf sich hat, kann ich auch nicht sagen. Und die Quelle hat es auch schon gegeben.«
»Geschahen in letzter Zeit dort Dinge, die den Menschen hier unheimlich vorgekommen sind?« wollte der Abbé wissen.
»Nein…« Sie schüttelte den Kopf. »Ich… ich weiß nicht so recht, was Sie meinen.«
»Spukt es da?«
»Das kann sein - ja.«
»Na bitte.«
»Aber ich habe nichts gesehen. Bis dann die böse Angela kam. Sie hat das Grauen gebracht.«
»Ja, sie kehrte zurück.«
»Woher?«
»Aus dem Sumpf, nehme ich an«, erwiderte der Abbé. »Sie muß die langen Jahre im Sumpf gelegen haben, eine andere Erklärung gibt es nicht. Damals ist sie mit einem Mann namens Romain Bloch zusammengewesen.«
»Sie kennen die Geschichte?«
Der Templer nickte lächelnd. »Ja, ich kenne sie gut. Unter anderem bin ich einer der Nachfolger dieses Romahn. Auch ich heiße Bloch, wenn Sie verstehen, Madame. Unser Erscheinen hier ist nicht ganz zufällig. Wir wollen der bösen Angela das Handwerk legen. Wir wollen sie vernichten, so ist es.«
Madame Cingar nickte. Wahrscheinlich bemerkte sie dies selbst nicht. Außerdem sahen wir ihr an, daß sie nichts verstanden hatte. Ich erkundigte mich, ob wir sie zu Freunden oder Bekannten bringen

sollten, da bald die Polizei erscheinen würde, um die beiden Toten abzuholen.

»Nein, ich bleibe im Haus.«

»Mit den Toten?«

Lisette Cingar schaute mich an. »Jetzt tun sie mir doch nichts mehr, oder?«

»Da haben Sie recht. Sie können Ihnen nichts mehr tun. Wir haben die beiden erlöst.«

»Sind Sie stärker als Vampire?«

»Es sieht so aus.«

Lisette Cingar ballte beide Hände. »Dann holen Sie sich diese Angela. Bringen Sie sie um! Pfählen Sie diese Bestie!« keuchte sie. »Das hat sie verdient!«

»Natürlich, Madame, wir werden schon alles Nötige veranlassen. Sie können sich darauf verlassen.«

Für Lisette Cingar war das Gespräch beendet. Sie ließ sich nach hinten fallen und blieb auf dem Rücken liegen. Den Blick hielt sie starr gegen die Decke gerichtet.

Der Abbé und ich verließen das Haus. Vor der Tür schüttelte sich der Templer. »Es war schlimm, John, das ist mir an die Nieren gegangen.«

»Mir auch.«

»Immer wieder schlägt die andere Seite zu. Es ist schlimm, sie ist wie eine Pest. Auf nichts nimmt sie Rücksicht.«

Ich stand schon am Wagen. »Fahren wir noch einmal in den Sumpf?«

Der Abbé hob die Schultern. »Bleibt uns etwas anderes übrig? Sie wird sich dorthin geflüchtet haben.« Er deutete in die Runde. »Und sieh dir das Wetter an. Das sind fast ideale Bedingungen für eine Person wie Angela. Der Nebel kommt wie bestellt.«

Da irrte sich der Templer leider nicht. Inzwischen hatte sich der Nebel weiter verdichtet.

»Willst du fahren?« fragte mich der Abbé.

»Diesmal ja.«

Da ich es gewohnt war, verschiedene Autotypen zu fahren, kam ich auch sehr schnell mit dem Talbot zurecht. Eine Übungsminute reichte mir aus, um mich an das Fahrzeug zu gewöhnen.

Wir rollten die Strecke wieder zurück. Diesmal allerdings langsamer wegen des Wetters.

Überall brannten die Laternen. Wenn uns Fahrzeuge entgegenkamen, lösten sie sich wie kompakte Schatten aus der grauen Suppe. Es war stiller geworden. Der Nebel dämpfte die Geräusche.

Wir erreichten die Hauptstraße und fuhren in Richtung Ortsausgang. Ich dachte darüber nach, daß zum Glück nur Lisette Cingar über das Grauen Bescheid wußte, das in dem Ort zugeschlagen hatte.

Hätten es andere Bewohner gewußt, wäre eine Panik nicht zu

vermeiden gewesen.
Die Lichtfinger der Scheinwerfer glotzten und stachen in den Dunst. Tropfen hingen auf der Scheibe. Die Wischer putzten sie weg.
Ich spürte eine innere Unruhe. Dem Abbé erging es nicht anders. Scharf blickte er mich an. »John, irgend etwas gefällt mir hier nicht. Da kannst du sagen, was du willst.«
»Und was?«
»Ich weiß es nicht. Du kennst das ja, wenn einen das große Flattern überfällt. Irgendwie habe ich den Eindruck, einfach zu spät zu kommen. Ja, ich bin zu spät dran.«
»Mal sehen.«
»Du willst mir nicht glauben, aber es ist so. Gib nur acht. Wir können böse Überraschungen erleben.«
Das wollte ich auf keinen Fall, aber die Ahnungen des Abbés bestätigten sich tatsächlich. Ich mußte plötzlich bremsen, weil mitten auf der Fahrbahn drei Wagen so schräg standen, daß sie die Straße versperrten. Die Fahrer waren ausgestiegen. Sie standen zusammen mit anderen Bewohnern und unterhielten sich.
Der Abbé öffnete die Tür nach mir. Ich ging zu der Gruppe hin, um zu fragen, was los war. Das brauchte ich nicht. Einer von ihnen, ein jüngerer Mann, sprach so laut, daß ich ihn durchaus auf der anderen Straßenseite verstehen konnte.
»Verdammt noch mal, so glaubt mir doch! Ich habe sie gesehen. Ja, das waren Reiter, und sie sahen aus wie Tote, die zum Leben erweckt worden sind.«
Der Abbé und ich blickten uns gegenseitig an. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, wußten wir, wen der Sprecher gemeint hatte.
Die Horror-Reiter!

***

Über ihr Kinn tropfte noch das frische Blut, das sie den beiden Menschen ausgesaugt hatte. Sie fühlte sich wunderbar, beschwingt, der kostbare Saft hatte ihr die nötige Kraft gegeben, die sie unbedingt für ihre weiteren Pläne brauchte.
Der Ort lag hinter ihr. Fast elfenhaft leicht nahm sie den langen Weg und tauchte in den düsteren Wald, der ebenfalls von Nebelschwaden durchzogen wurde. Der Dunst war dort dichter, wo der Sumpf begann. Er stieg aus der braungrünen Brühe, um seinen Weg lautlos und geisterhaft zu finden. Er war ein Verbündeter der Blutsaugerin. Die böse Angela hätte sich kein besseres Wetter vorstellen können.
Es war nicht dunkel. Aber der düstere Himmel und der Nebel taten ein übriges, um die Helligkeit des Tages zu verdrängen.
Sie mußte sich an manchen Stellen durch das Dickicht kämpfen. Kraftvoll bahnte sich die böse Angela ihren Weg. Das Blut hatte sie

gestärkt, und sie leckte auch die letzten Tropfen von ihrem Kinn.

Ihr Ziel war der Wasserfall. Dort würde er erscheinen und nur für ihn war sie zurückgekehrt, um ihm ihr Leben zu widmen. Sie würde ihn behalten und großziehen. Seine Kraft sollte auch auf sie übergehen, dann waren sie unschlagbar.

Der Boden veränderte sich. Unter ihren Füßen war es weicher geworden. Sie sank bei jedem harten Schritt bis zu den Knöcheln ein, hatte manchmal Mühe, ein Bein wieder hervorzuziehen, und mußte zusehen, daß sie eine trockenere Strecke nahm.

Das schaffte sie auch und hatte das Glück, schon wenige Minuten später am Ziel zu sein.

Sie vernahm das Rauschen des Wasserfalls, sah die Fontäne noch nicht, doch sie brauchte nur den Geräuschen zu folgen und stand wenig später auf der sumpfigen Lichtung vor der Quelle und auf den Gräbern der Ahnen.

Es war ein unheimlicher Flecken Erde. Hier lauerte das Böse. Vor langer Zeit waren Mörder, Brandstifter und Räuber in den Sumpf geworfen worden, der diese Bande verschluckt hatte. An solchen Orten fühlte sich der Teufel immer wohl, er hatte hier auch ein markantes Zeichen gesetzt.

Nicht ohne Grund war der Felsen von ihm in den Boden gerammt worden, so daß er dastand wie eine Wand.

Aus ihr schoß das Wasser fontänenartig, beschrieb einen Halbbogen, landete klatschend in dem Auffangbecken und floß von dort als kleiner Bach in das Gelände.

Angela blieb stehen. Sie wollte lauschen und rufen. Es war soweit. Er mußte kommen und ihr übergeben werden. Das Schicksal hatte nicht umsonst seine Weichen gestellt.

Sie wartete.

Innerliche Unruhe stieg in ihr hoch und zwang sie dazu, einen Kreis zu gehen. Sofern es möglich war, umrundete sie die Quelle, schaute über die nebelschwangere Sumpffläche und dachte daran, daß heute der entscheidende Tag war, den das Schicksal schon in der Vergangenheit festgelegt hatte.

Er würde kommen!

Wieder blieb sie stehen und starrte auf den Wasserfall. Ihr Haar hatte sich mit der Feuchtigkeit des Nebels vollgesaugt und hing wie ein schwarzer Lappen bis auf ihre Schultern. Im Kleiderstoff klafften Risse. Auf dem Weg war sie durch dorniges Unterholz gelaufen, das sie mit ihren Dornen hatte festhalten wollen. Sie hatte sich losgerissen und war zu früh bei der Quelle angelangt.

Würde er heute nicht mehr erscheinen?

Das Warten fiel ihr schwer. Eigentlich hatte sie schon zu lange gewartet.

Es mußte doch einfach etwas passieren. Man konnte sie nicht im Stich lassen.

Und es passierte auch etwas.

Mit der Quelle begann es. Das dämmrige Licht blieb gleich, dennoch verdunkelte sich das Wasser, als wären von irgendwoher Schatten in die fallende Flüssigkeit gefallen.

Die böse Angela lachte kehlig. Das genau war das Zeichen für sie. Er würde kommen, er befand sich bereits auf dem Weg, und Angela zuckte zurück, als sie die Gestalt erkannte.

Es war ein Reiter!

Er tauchte hinter dem Wasser auf, kam aus einer fremden Dimension in die normale Welt, als wäre nichts geschehen. Es schien auch keine Hindernisse gegeben zu haben.

Er ritt durch das Wasser. Angela hörte das Klirren der Hufe, als das schwarze Pferd gegen Steine trat, und danach das dumpfe Geräusch, mit dem es auf dem weichen Boden weiterging.

Obwohl die böse Angela nur dann Angst verspürte, wenn für Vampire eine tödliche Gefahr drohte, so wußte sie doch, daß dieser Reiter ihr an Kräften überlegen war. Von ihm ging eine ungewöhnliche Kraft und Kälte aus, die selbst Angela spürte. Er kümmerte sich nicht um sie. Vor dem Becken stoppte er sein pechschwarzes Pferd. Dann drehte er das Tier um die Hand, so daß es so stehenblieb, damit er auf den Wasserfall schauen konnte.

Aus ihm ritt der zweite Reiter.

Er nahm den gleichen Weg wie der erste, baute sich neben ihm auf, und Angela zog sich zurück, weil bereits ein dritter Reiter aus dem Wasser auftauchte und sie diesem nicht im Weg stehen wollte. Am Rand der Lichtung blieb sie stehen. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt. Die langen schmutzigen Nägel bohrten sich in die trockene Haut wie kleine Messer.

Noch ein vierter Reiter verließ das Wasser. Er bildete das Ende der Viererreihe.

Sie und ihre schwarzen Höllengäule standen da wie eine Wand, umspielt von dünnen Nebelschleiern. Angela wußte, daß sie nicht die Hauptperson war, das war *er*, und sie hoffte, daß er noch erscheinen würde. Seine Vorboten hatte er schließlich geschickt.

Sie ließ ihre Blicke über die Frontseiten der Reiter gleiten und erkannte trotz des Nebels die Buchstaben.

Ein großes A, ein E ein B und wieder ein A.

AEBA!

Sie ahnte, daß diese Buchstaben etwas zu bedeuten hatten, aber sie wußte nicht genau, was es war.

Vielleicht würde man ihr die Auflösung einmal geben, jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt. Sie mußte auf den anderen warten.

Auf *ihn* .

Es wurde still. Nur das Wasser floß nach wie vor in das Steinbecken. Feiner Sprüh verteilte sich, wenn etwas Wind über die Lichtung am Rand des Sumpfes wehte.

Und der Nebel deckte alles zu wie ein gewaltiges Leichentuch. Er sorgte für die nötige Stimmung, für die Untermalung und gab der Umgebung etwas Unheimliches.

Urplötzlich stand das Wasser still.

Was all die langen Jahre über geflossen war, kam zur Ruhe, als hätte es das Wasser nie gegeben.

Zur Felswand hin war der Blick frei, und innerhalb des Gesteins sah die Blutsaugerin eine Bewegung.

Ihre Lippen zuckten. Sie zog sie so weit zurück, daß die beiden Vampirzähne vorstanden und genau zeigten, um wen es sich bei der bösen Angela handelte.

Dies war der Anfang. Die große Kraft, die sich auch ihrer bemächtigen würde, hatte das fließende Wasser gestoppt und würde dafür sorgen, daß die Hölle freie Bahn hatte.

Wo blieb er?

Sie schaute noch einmal auf die Reiter. In den Augen der Pferde leuchtete es feuerrot. Von den Gesichtern der Reiter konnte sie nichts erkennen, weil sie von Masken verdeckt wurden. Schwarz und feucht glänzten ihre Brustpanzer, und in den Gürteln steckten ihre Schwerter. Sie trugen auch Lanzen, die sie jeweils in den linken Händen hielten. Die Finger waren durch Handschuhe verborgen.

Die böse Angela blickte wieder auf die Felsen.

Da sah sie ihn.

Er war klein, ein Kind nur, aber dafür hatte man sie geholt. Sie, die böse Angela, war vom Schicksal auserwählt worden, seine Amme zu sein.

Die Amme Baphomeths!

***

Es kostete die böse Angela Überwindung, auf der Stelle stehenzubleiben. Sie hatte nur Augen für das teuflisch wirkende Kind, das aus dem Felsen getreten war, um sich in ihre Arme zu begeben.

Der Kreis des Schicksals hatte sich geschlossen, und Romain Bloch, ihr Vampir-Vater, hatte nicht gelogen. Sie war wiedergekehrt, um *ihn* in Empfang zu nehmen.

Böse sah er aus, beinahe teuflisch.

Er verströmte ein Fluidum des Grauens und der Gewalt. Zwar hatte er ein breitflächig wirkendes Kindergesicht, doch es zeigte bereits die Züge eines Erwachsenen. Vom Alter her war er kaum zu schätzen. Er hatte die Größe eines Kleinkindes, sein Körper wirkte gedrungen. Um

den breiten Mund, der wie ein umgedrehter Halbmond wirkte, wuchsen und zitterten helle Bartfransen. Seine Augen leuchteten wie zwei Karfunkelsteine, und seine Stirn war breit genug, um aus ihr zwei gebogene Hörner wachsen zu lassen.

Der Oberkörper war nackt. Er trug eine dunkle, pumpig wirkende Hose. Seine Haut zeigte einen dunklen Schimmer, als würden die Haare auf ihr wachsen wie ein dünnes Fell.

Die breiten Hände waren so gedreht, daß die dunklen Flächen nach außen zeigten, als wollte er nach irgendeinem Gegenstand greifen. Er ging weiter und sah sich dabei um.

Es bewegten sich nur die Augen, nicht der Kopf. Sie rollten und zeigten dabei immer einen anderen Glanz. Jede Einzelheit saugte er auf, starrte die Horror-Reiter an, wandte seinen Kopf, und der Blick pendelte sich auf Angela ein.

Ein Mensch hätte sich abgewendet und möglicherweise fluchtartig die Umgebung verlassen.

Nicht die Vampirin. Sie blickte ihm entgegen, ihr Mund lächelte, und sie ließ sich in dem feuchten Gras auf die Knie fallen, das über ihre Beine streichelte.

Breitbeinig blieb sie knien, die Arme ausgestreckt, um Baphometh zu locken.

Der Kind-Dämon wußte Bescheid. Er hielt den Mund auch weiterhin offen. Über seine Lippen drang ein Geräusch, das an eine Mischung zwischen Lachen und Fauchen erinnerte. Er war freudig erregt, das Böse und die Boshaftigkeit begleiteten ihn.

Baphometh war wiedergeboren worden, um von denen verehrt zu werden, die es schon damals getan hatten.

Stumm und bewegungslos hockten die vier AEBA-Dämonen auf ihren pechschwarzen Pferden und beobachteten die weiteren Vorgänge. Auch Baphometh hatte man informiert. Er ging den direkten Weg, der ihn auf die wartende Vampirin zuführte.

Sie nickte.

Der Kind-Dämon ging weiter.

Schritt für Schritt näherte er sich, streckte seine kleinen Arme aus, die trotzdem muskulös wirkten und auf die Kraft hindeuteten, die in ihm steckte.

Er war nicht nur gefährlich, er besaß auch Macht, die ihm von der Hölle eingegeben worden war.

Baphometh war gekommen, um zu siegen. Er wollte die Templer führen, die ihn, wie in alter Zeit, anbeteten und ihm dienten.

Auch Angela hatte die Arme ausgestreckt. Die Hände hielt sie gespreizt, sie wollte den Kind-Dämon so in Empfang nehmen, wie es ihm gebührte.

Er kam immer näher. Seine Augen funkelten und glänzten. Sie

bewegten sich zudem facettenartig, und selbst die krummen Hörner hatten einen matten Glanz angenommen.

Dann legte er seine Hände auf die Handflächen der Amme!

Obwohl Angela als Vampir selbst eine Grabeskälte abstrahlte, waren die Hände Baphomeths noch kälter. Gleichzeitig aber auch warm, fast heiß, denn die Vampirin durchströmte ein Gefühl der Kraft, das sie seit ihrer Wiederkehr noch nicht erlebt hatte.

Für einen Moment rührte sie sich nicht. Es war ihr plötzlich klargeworden, welch eine Verantwortung man ihr übertragen hatte. Das Wesen vor ihr gehörte zum engen Verbund der Hölle. Es war gekommen, um zu herrschen und seine Diener zu holen.

Und Baphometh ging weiter. Er bewies der Blutsaugerin, daß er sie mochte und sich unterordnen würde. Dabei ließ er Angela nicht los. Seine Hände lösten sich zwar aus ihren Handflächen, blieben jedoch in Kontakt und glitten an ihren Armen hoch, um die Schultern zu erreichen.

Wenig später preßte er sich an sie. Es war ein Bild, als würde eine Mutter ihr Kind umarmen. Nur trug dieses Kind zwei aus der Stirn wachsende, gebogene Hörner, die über den Kopf der dunkelhaarigen Blutsaugerin hinwegwuchsen.

Sie kniete, er stand.

Beide nahmen zum erstenmal richtigen Körperkontakt auf, und die Kraft des einen ging über auf die Amme. Kälte und Hitze wechselten sich ab, das Böse drang noch tiefer in sie ein und brannte dort wie eine Flamme.

Kaltes, unsichtbares Höllenfeuer hatte er mitgebracht und übertrug es auf sie.

Unbeweglich blieben sie in dieser Haltung, stumm beobachtet von den vier Horror-Reitern und geisterhaft umweht von dünnen Nebelschwaden, die sie einhüllten wie bleiche Tücher und ihnen Schutz gaben.

Baphometh war es gelungen, seine relativ kurzen Arme um ihren Hals zu klammern. Dort hielt er sich fest und krümmte seine langen Finger, wobei er die Nägel in ihr Fleisch drückte.

Sie spürte es sehr wohl, aber es war ein süßer, erlebnisreicher Schmerz, der sie durchflutete.

Baphometh war da!

Das Kind des Teufels, dessen Amme sie sein sollte.

Zeit hat untote Wesen noch nie interessiert. Auch jetzt war es so.

Die Zeit verrann, aus Sekunden wurden Minuten, und diese wiederum addierten sich zu einer Stunde.

Kind und Amme standen auf der feuchten Lichtung und umarmten sich, als wollten sie sich nie mehr loslassen.

Bis Baphometh seinen Griff löste. Er ging auf seinen kleinen Beinen

trampelnd zurück, und unter seinen Füßen lief schmatzend das Sumpfwasser in die Trittstellen.

Dann blieb er stehen.

Auch die Vampirin stand auf.

Als die Horror-Reiter wieder im Wald verschwanden, floß noch immer kein Wasser aus dem Felsen.

Allmählich verklang das Klopfen der Hufe wie ein geisterhafter Trommelschlag.

Zurück blieben Baphometh und seine Amme.

Sie berührten sich nicht mehr. Aber die Blutsaugerin wußte genau, was sie zu tun hatte. Denjenigen, der ihr den Befehl gegeben hatte, kannte sie nicht.

Vielleicht war es Baphometh, vielleicht auch der Teufel. Jedenfalls mußte sie ihrem Schützling etwas bieten.

Etwas Grauenvolles, Böses, das Menschen Angst machte, ihnen Panik einjagte und sie sterben ließ.

Ihre Generalprobe hatte die böse Angela schon bestanden. Sie streckte wieder einen Arm aus, und das Teufelskind gehorchte. Es umfaßte ihre Finger und ließ sich mitziehen.

Beide nahmen den gleichen Weg wie die Horror-Reiter und waren schon bald zwischen den Bäumen verschwunden…

***

In Tullmer waren die Menschen so ahnungslos nicht mehr, das hatte ich bereits gehört.

Der jüngere Mann hatte es laut und deutlich gesagt. Die anderen Leute umstanden ihn, schauten ihn skeptisch an, sie wollten ihm einfach nicht glauben.

»Ja, zum Henker!« schrie er. »Ich habe diese Reiter gesehen. Ein furchtbarer Anblick, einfach grauenhaft. Sie ritten wie Tote durch den Wald, die man auf die Rücken ihrer Pferde gebunden hatte.«

Er wischte über sein feuchtes Gesicht. »Nichts ist gelogen.«

»Kanntest du die Reiter denn?« fragte jemand.

»Nein, die hatte ich noch nie vorher gesehen.«

»Waren sie und ihre Pferde schwarz? Trugen die Reiter Buchstaben auf ihrer Brust?«

Die Frage hatte ich gestellt. Auf den Abbé und mich hatte bisher keiner geachtet, jetzt aber drehten sich die Menschen zu uns um und starrten uns fast böse an.

»Bitte, wie sahen sie aus?« wiederholte ich.

Der junge Mann nickte. »Ja, Monsieur, Sie haben recht, völlig recht. So sahen sie aus.«

»Das dachte ich mir!«

»Dann kennen Sie die Reiter«, sagte jemand. Er trat auf mich zu. Der

Mann trug einen grauen Kittel und darunter einen Anzug, dessen Jackett sich um seinen ballonartigen Bauch spannte.

»Sie sind uns bekannt.«

Der Mann schnaufte. »Haben Sie diese Reiter vielleicht geschickt? Sie sind fremd, die Reiter auch…«

Ich hob den rechten Arm. »Langsam, Monsieur. Bitte keine Verdächtigungen. Abbé Bloch und ich kennen die Reiter zwar. Dies heißt aber nicht, daß wir unbedingt Freunde wären, wenn Sie verstehen.«

Der Mann nickte. »Wollen Sie vielleicht damit andeuten, daß Sie ihnen feindlich gesonnen sind?«

»So ist es.«

»He, Jacques«, sagte jemand. »Hast du den Namen Bloch gerade gehört?«

»Bin ja nicht taub.«

»Und dir ist nichts aufgefallen?«

»Was sollte mir denn auffallen?«

»Romain Bloch. Denk mal an die alte Chronik. Du als Bürgermeister müßtest das wissen.«

Die kleinen Augen des Dicken mit der Halbglatze weiteten sich. »Ja«, sagte er und starrte den Abbé an. »Klar, Bloch, jetzt fällt es mir wieder ein.« Er zeigte mit dem Zeigefinger auf den Templer.

»Haben Sie irgend etwas mit diesem Bloch zu tun, oder ist das hier alles ein Zufall?«

»Beides, kann man sagen.« Der Abbé nickte. »Ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Dieser Romain Bloch, den Ihre Vorfahren damals gepfählt hatten, war ein Ahnherr von mir. Ich bin gekommen, um seinen Fluch zu löschen, denn der besteht noch immer.«

Im Hintergrund lachte jemand. »Wie soll denn der Fluch eines getöteten Vampirs noch Bestand haben? Können Sie mir das mal erklären, Monsieur Bloch?«

Der Abbé gab eine indirekte Antwort. »Ist nicht auch die böse Angela zurückgekehrt?«

Die Männer schwiegen. Sie mußten erst nachdenken. Der Bürgermeister übernahm als erster das Wort. »Was hat die böse Angela denn mit Ihnen zu tun, Monsieur?«

»Mit mir nichts. Romain Bloch machte sie zu einem Vampir und schickte sie in den Sumpf, aus dem sie jetzt wieder hervorgekommen ist, um ihrer eigentlichen Aufgabe zu erfüllen.«

Einige stimmten dem Abbé zu. »Wir haben sie schließlich gesehen«, sagte jemand.

»Genau. Die böse Angela und auch die Horror-Reiter, die jemand von Ihnen gesehen hat, stehen in einem ursächlichen Zusammenhang. Ich will nicht schwarzmalen, aber ich möchte Ihnen hier sagen, daß dem

Ort eine große Gefahr droht, die wir abwenden müssen, wenn Sie verstehen.«

»Das schaffen wir!« behauptete Jacques, der Bürgermeister.

Ich griff ein. »Unterschätzen Sie die Kraft und den Einfluß der Vampire nicht, Monsieur. Die böse Angela hat bereits ihre Spuren hinterlassen. Sie drang in das Haus der Familie Cingar ein und wütete dort grausam.«

Die Menschen starrten mich an. Ich las ihnen die Fragen vom Gesicht ab, aber niemand wagte es, sie zu stellen.

So sprach ich weiter und berichtete von dem Schrecken, den wir hinter uns hatten.

Weiterhin zeichnete Unglaube ihre Gesichter. Der dicke Bürgermeister geriet ins Schwitzen. Es bereitete ihm Mühe, eine Frage zu stellen. »Und das stimmt tatsächlich?«

»Ja, so ist es.«

»Sind… sind sie jetzt tot?«

»Die beiden Männer ja. Wir haben sie erlöst. Sie können anderen Menschen nicht mehr gefährlich werden.«

»Vampire pfählt man, nicht wahr?«

Die übrigen Männer rückten dichter zu uns heran, damit sie meine Antwort verstehen können. »Wir haben einen Vampir gepfählt und einen anderen mit einer geweihten Silberkugel erlöst. Nehmen Sie das als Warnung hin und denken Sie daran, daß noch andere Gefahren lauern. Die böse Angela ist auch weiterhin am Leben, auch wenn es ein untotes ist, aber es ist verdammt gefährlich. Deshalb beherzigen Sie meinen Rat. Ziehen Sie sich in Ihre Häuser und Wohnungen zurück! Wir sind davon überzeugt, daß die böse Angela beim Einbruch der Dunkelheit erscheinen wird. Möglicherweise befindet sie sich bereits in der Nähe, das aber bleibt abzuwarten.«

Meine Worte hatten sie tief beeindruckt. Aus der Unsicherheit wurde Angst. Es war wichtig, daß sie die entsprechende Furcht verspürten, dann würden sie sich auch an meine Direktiven halten.

Der Bürgermeister machte den Anfang. »Los, fahrt die Wagen zur Seite und tut, was dieser Mann gesagt hat!« Er wandte sich an mich. »Wie heißen Sie eigentlich?«

»John Sinclair.«

»Aber Sie sind kein Franzose?«

»Nein, Engländer.«

»Aha.«

Schon bald war die Straße wieder frei. Auch die Fußgänger hatten sich zurückgezogen. Nebelschwaden trieben lautlos durch den Lichtschein der Laternen oder wie geisterhafte Wesen vor den erleuchteten Fenstern vorbei, wo sie wie gelber wallender Dampf wirkten.

»Soll ich auch gehen?« Der Bürgermeister war noch geblieben. Nervös knetete er seine Hände.

»Ja, das wäre besser.«

»Dann…« Er verschluckte sich und nickte. »Ich verschwinde jetzt. Viel Glück wünsche ich Ihnen.«

»Danke.«

Wir warteten, bis er nicht mehr zu sehen war. »Und wie verhalten wir uns?« fragte Bloch.

»Warten.«

Das paßte dem Templer nicht ganz. »Können wir nicht durch den Ort patrouillieren? Da laufen sie uns bestimmt über den Weg.«

»Ich möchte schon auf der Hauptstraße bleiben, weil ich davon ausgehe, daß sie sich bestimmt zeigen werden, wenn sie in das Dorf reiten. Die AEBA-Dämonen kennen keine Furcht. Ich habe oft genug mit ihnen zu tun gehabt. Sie sind sich ihrer Sache immer sicher.«

»Ich frage mich nur, was die böse Angela mit ihnen zu tun hat. Du kannst sagen und erklären, was du willst, John, eine Lösung ist mir nicht eingefallen.«

»Ich glaube, Abbé, daß diese Verbindung auch nicht so wichtig ist. Eine andere Sache ist für mich von größerer Bedeutung. Erinnere dich an Madame Cingars Worte, als sie von Angela sprach. Angela hat auf jemand gewartet. Sie wollte eine bestimmte Person treffen, nur deshalb ist sie zurückgekehrt. Hier haben wir unser Motiv. Nichts geschieht ohne Grund.«

Der Abbé blickte zu Boden, während er sinnierend zu sich selbst sprach. »Auf wen kann sie nur warten, wenn es nicht die vier Horror-Reiter sind? Hast du die Lösung?«

»Diese Person muß etwas mit den Reitern zu tun haben.«

»Stimmt.« Ruckartig hob der Abbé den Kopf und schaute mich an. »John, jetzt weiß ich es!« Er schlug so hart gegen seine Stirn, daß es klatschte. »Verflixt, daß ich daran erst jetzt denke. Wie war das noch bei Baphomeths Geburt? Wer hat ihn da unterstützt und auf ihn achtgegeben? Die AEBA-Dämonen.«

Ja, der Templer hatte recht. Klar, es gab nur die eine Möglichkeit. Baphometh war derjenige, auf den Angela gewartet hatte. Das mußte einfach so sein, ich sah da keine andere Möglichkeit.

»Er und sie«, flüsterte ich. »Welch eine Verbindung!« Ich lachte auf. »Ob das gutgeht?«

»Kennst du die Pläne der Hölle, John?«

»Leider nicht.«

»Aber ich die der abtrünnigen Templer. Sie wollen die Macht Baphomeths aufbauen, und sie werden alles tun, um diesen verfluchten Kind-Dämon zu beschützen. Darüber mußt du dir im klaren sein. Erwarten wir also nicht nur die böse Angela und die

Reiter, sondern auch ihn. Jetzt bin ich sicher, daß er kommt.«

Ich war schon auf dem Weg zum Wagen. »Willst du wegfahren?« rief der Abbé mir nach.

»Nein, nur warten.«

»Im Auto?«

Ich öffnete bereits die Fahrertür. »Ja, mein Lieber. Wenn sie kommen, sollen sie uns nicht sofort sehen. So dicht ist der Nebel nun auch nicht. Du kannst ja woanders bleiben.«

»Nein, ich komme schon mit.«

Als der Abbé neben mir saß, holte er wieder seine Silbermaske hervor und setzte sie auf. Sein Gesicht wirkte fremd, man konnte fast Angst vor ihm bekommen.

Auch den Silberpflock holte er hervor und legte ihn quer über seine Beine.

Dann warteten wir. Die Scheibe hatte ich nach unten gekurbelt. Von außen her quollen die Dunstschwaden in den Wagen und verteilten sich dort. Wie feuchte Tücher berührten sie streichelnd unsere Gesichter. Ich hatte Zeit und zündete mir eine Zigarette an, rauchte aber in der hohlen Hand, wie man beim Militär immer so schön sagt, damit die Glut nicht zu sehen war.

Neben mir starrte der Abbé durch die Scheibe. »Irgendwann, John«, sagte er leise. »Bekomme ich diesen Teufel.«

»Und wie?«

Er hob die Schultern. »Die Karten sind noch nicht ausgereizt, weißt du. Ich denke da an die Kathedrale der Angst, wo das silberne Skelett Hector de Valois' liegt. Ich bin davon überzeugt, daß sich in ihm noch magische Kräfte befinden, die ich nur zu wecken brauche, und dann habe ich vielleicht auch Gelegenheit, das Rätsel des Dunklen Grals zu lösen. Was meinst du?«

»Ich würde es uns gönnen.«

»Wenn wir das geschafft haben, könnten wir auch die Macht Baphomeths brechen und möglicherweise die der gesamten Hölle. Gebe der Allmächtige, daß ich diesen Tag noch erlebe.«

Ich drückte meine Zigarette aus, drehte mich nach links, so daß meine linke Gesichtshälfte ins Freie geriet.

»Was hast du?«

Rasch legte ich einen Finger auf die Lippen. Auch der Abbé spannte sich noch mehr. Schließlich antwortete ich ihm. »Ich glaube, etwas gehört zu haben.«

»Und?«

»Das klang nach Hufschlag.«

Bloch griff bereits zum Türöffner.

»Dann sind sie schon in der Nähe - oder?«

»Das kann sein.«

Er wurde plötzlich unruhig, stieg aber nicht aus, sondern starrte in den Nebel.

Lautlos trieb er über die Fahrbahn und kroch ebenso geisterhaft an den Hausfassaden hoch.

Noch war nichts zu sehen. Ich wartete darauf, daß sich die Gestalt eines der Horror-Reiter in der grauen Brühe abzeichnete und er langsam auf uns zuritt.

Wir warteten vergebens.

Wieder verging eine Minute. Neben mir atmete der Abbé zischend aus. »Hast du dich nicht getäuscht, John?«

»Das kann sein.«

Bloch schaute auf seine Uhr. »Sagen wir mal so. Wenn sich in den nächsten fünf Minuten nichts tut, wird einer von uns seinen Gang durch den Ort antreten. Einverstanden?«

»Klar.« Ich lächelte schmal. »Und wer wird das sein?«

»Ich.«

Der Abbé erntete von mir keinen Widerspruch, obwohl ich mit seinem Vorschlag nicht hundertprozentig einverstanden war.

Die Spannung stieg von Sekunde zu Sekunde. Es kostete uns beide Mühe, im Auto sitzenzubleiben.

Noch verdeckte der Nebel alles, aber ich glaubte fest daran, daß das Grauen sich bereits auf dem Weg nach Tullmer befand.

Mein Kreuz »meldete« sich nicht. Ich hatte es in die Tasche gesteckt, um es schneller hervorholen zu können. Gegen die Höllenkräfte und damit auch gegen Baphometh würde es wirken, vorausgesetzt, ich kam dazu, es auch einzusetzen.

Die gesetzte Zeit war um.

Der Abbé tastete nach dem Türgriff. »Bis später, John.«

Er wollte die Tür öffnen, doch ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nicht, sieh nach vorn.«

Bloch ging vor und hörte meine Anweisung, sich auf die Straßenmitte zu konzentrieren.

»Mensch, du hast recht!« hauchte er.

»Sag' ich doch.«

Im Schutz der dünnen Schwaden und der allmählich einsetzenden Dämmerung bewegte sich etwas.

Jemand kam.

Eine Gestalt bewegte sich voran. Sie betrat lautlos und geisterhaft den wie ausgestorben wirkenden Ort. Ein unheimliches Wesen, das, von einem fremden Stern kommend, mit dem Raumschiff irgendwo im Wald gelandet war.

Und es war nicht allein. Hand in Hand ging es mit einer kleinen Gestalt.

»Das ist ein Kind!« wisperte der Abbé.

»Stimmt - und noch mehr. Es ist Baphometh!«

Der Abbé gab keine Antwort mehr. Wir beide spürten, daß allmählich ein grausames Finale eingeläutet werden sollte. Und wir hielten uns zurück. Ich sackte tiefer in den Sitz zurück, da ich nicht sofort entdeckt werden wollte, wenn jemand einen Blick von außen in den Wagen warf. Über den unteren Rand der Frontscheibe hinweg beobachtete ich die beiden unterschiedlich großen Gestalten weiter, wie sie über die Straße gingen und nach Gefahren regelrecht witterten.

Es war vor allen Dingen Baphometh, der seinen Kopf bewegte und Ausschau hielt. Dabei drehten sich auch die Karfunkelsteine, die seine Augen bildeten. Sie wirkten wie Sensoren. Möglicherweise konnten sie uns ertasten.

Ich drückte mich noch tiefer. Leider war der Talbot nicht so groß, ich hatte wegen meiner Größe einige Schwierigkeiten.

Gingen sie vorbei?

Da die Scheibe noch immer nach unten gekurbelt war, konzentrierte ich mich auch auf ihre Schritte.

Noch waren sie nicht zu hören, doch sie mußten etwa die Höhe des Talbots erreicht haben.

Ich richtete mich wieder auf. Mein Blickfeld wurde besser, aber ich sah sie nicht mehr.

Neben mir drehte sich der Abbé. Er peilte durch die Heckscheibe und hatte die Arme auf die Rückenlehne gelegt. »Sie sind schon vorbei.«

»Dann nichts wie raus!«

Ich brauchte dem Abbé nicht zu sagen, daß er so leise wie möglich den Wagen verlassen mußte.

Gleichzeitig drückten wir die Türen auf, duckten uns und krochen förmlich aus dem Fahrzeug. Auf der Silbermaske des Templers lag ein matter Schimmer. Sie glänzte nicht mehr so hell und erinnerte mehr an stumpfes Erz.

Hinter uns schwangen die Wagentüren zu. Wir drückten sie nicht in die Schlösser, um kein Geräusch zu verursachen. Ich erhob mich zwischen Wagen und Hauswand. Dabei glitt mein Blick über das Mauerwerk und auch gegen die Fensterscheiben.

Hinter einigen sah ich Gesichter. Sie wirkten wie gemalt, wobei dem Zeichner allerdings die Farbe etwas verlaufen war.

Auf Zehenspitzen lief ich vor. Der Abbé hielt sich bereits auf der Straßenmitte auf, und wir standen beide im Rücken der gefährlichen Schwarzblüter.

Bloch hielt den Silberpflock fest. Er blickte mich fragend an und deutete mit der Spitze auf den Rücken der bösen Angela.

Es war klar, daß er hinlaufen wollte, um sie zu pfählen. Bevor ich noch eine Antwort geben konnte, blieben die beiden stehen, lösten

sich voneinander und drehten sich blitzschnell um…

***

War es Zufall, war es vielleicht Intuition? Jedenfalls hatten sie uns entdeckt, und sie wußten beide, daß wir auf verschiedenen Seiten standen.

Baphometh ging einen Schritt zur Seite. Ich starrte auf sein Gesicht, das so widerlich breit wirkte, fast schon wie das eines Erwachsenen. In den Augen lag ein teuflischer, glasiger Ausdruck. Die Nebelschleier umtanzten seine Hörner. Sie verfremdeten den Schädel des Kind-Dämons noch mehr.

Und Angela?

Hochaufgerichtet war sie die Straße hinuntergegangen. Jetzt hatte sie ihre Haltung verändert. Sie stand breitbeinig da, aber auch geduckt, als wäre sie auf dem Sprung.

Ihr Gesicht konnte ich nicht genau erkennen.. Es wirkte grau und war umweht von den langen, schwarzen Haaren. Sie trug ein Kleid, das an einigen Stellen zerrissen war. Der Ausschnitt bot tiefe Einblicke auf die vollen Brüste.

Die böse Angela besaß den Körper eines. Superweibs, doch ihre Gestalt war vom Teufel gemacht.

Keiner von uns sprach. Wir kauerten nur, und ich dachte auch an die Horror-Reiter, die irgendwo warteten. Wenn sie eingriffen, konnte es schlecht ausgehen, deshalb wollte ich es schnell hinter mich bringen. Die Beretta hatte ich gezogen, streckte den Arm aus und zielte auf die Gestalt der bösen Angela.

»Bis hierher und nicht weiter!« sagte ich.

Sie erwiderte nichts. Ich war mir nicht einmal sicher, ob sie überhaupt sprechen konnte. Die meisten Vampire fauchten oder röchelten, wenigstens diejenigen, die zur untersten Stufe zählten. Ihre Anführer reagierten natürlich anders.

Angela hatte mich verstanden. Sie bewegte ihren Kopf von links nach rechts. Dabei flogen auch die Haare. Es sah so aus, als wollten die Spitzen in den Nebel greifen.

»Schieß doch endlich!« flüsterte der Abbé. »Danach kümmern wir uns um Baphometh.«

Ob der Kind-Dämon die Worte gehört hatte, war unklar. Jedenfalls handelten nicht wir, sondern er, und er tat es blitzschnell und völlig überraschend.

Daß er schwarzmagische Kräfte besaß, wußten wir, aber nicht, wie er sie einsetzte.

Aus seinen Augen schossen die Strahlen.

Das lief so schnell über die Bühne, daß wir die Lichtlanzen mit unseren Blicken nicht verfolgen konnten. Sie bildeten eine Linie

zwischen ihm und dem Abbé.

Mich hatten sie nicht erwischt, aber mein Kreuz jagte regelrechte Hitzewellen aus. Die halfen dem armen Abbé auch nicht. Sein Schrei hinderte mich an einer schnellen Reaktion. Neben mir brach der Templer zusammen. Er fiel hart auf den Rücken.

An der Maske hatten ihn die Strahlen erwischt. Die silberne Farbe war noch vorhanden, das Metall aber veränderte sich plötzlich, es dampfte auf. Und das hatte seinen Grund.

Die Maske wurde heiß!

Durch die mörderische Kraft aus den Karfunkelstein-Augen war es Baphometh gelungen, das Metall zu schmelzen und dem Abbé Höllenqualen zu bereiten.

»Reiß sie ab!« brüllte ich.

»Geht nicht…« Er wälzte sich über den Boden, packte die Maske an und verbrannte sich die Fingerspitzen. Wenn das so weiterging, würde ihm das zerschmelzende Metall die Hälfte des Kopfes zerstören.

Was sollte ich tun?

Ich wollte Baphometh und auch seine Begleiterin. Beide liefen schräg über die Straße. Wahrscheinlich wollten sie in eine Gasse eintauchen, und Baphometh war schon fast verschwunden.

Für mich war der Mensch wichtiger, auch wenn ich vor Wut fast zerplatzte. Mit den bloßen Händen konnte ich den magisch eingeleiteten Schmelzvorgang der Maske nicht stoppen. Mir hätte es selbst die Haut von den Fingern gezogen.

Vielleicht schaffte es mein Kreuz. Ich dachte nicht länger darüber nach, holte es hervor und ließ den Talisman mitten auf die schmelzende Maske fallen. Mehr konnte ich nicht tun. Mein Talisman blieb auf der Maske »kleben«.

Der Abbé wälzte sich über die Straße. Er hatte eine Hand auf das Kreuz gepreßt. Ob es ihm half, wußte ich nicht. Jetzt galt es, die Vampirin zu stellen - und auch Baphometh.

Da ich den silbernen Bumerang nicht bei mir trug, mußte ich mir mit der Beretta und dem Dolch helfen. Es waren nicht die stärksten Waffen, für einen Vampir aber reichten sie. Wie ich mich Baphometh gegenüber verhielt, mußte ich abwarten.

Ich hatte mir die Einmündung der Gasse in die Hauptstraße genau gemerkt, beging aber nicht den Fehler, wie ein Wilder hineinzurennen, sondern blieb an der Ecke stehen, holte einmal tief Luft und drückte den Kopf vorsichtig nach rechts, um in die Gasse hineinzupeilen.

Natürlich war auch sie nicht vom Nebel und der einbrechenden Dunkelheit verschont geblieben.

Viel sah ich nicht. Sie war nur sehr eng, kam mir vor wie ein grauer Tunnel, bei dem die Wände rechts und links schon nach wenigen

Metern nicht mehr zu sehen waren.

Auch nicht die Blutsaugerin.

Sie und Baphometh hatten es verstanden, die Gunst des Augenblicks zu nutzen, und waren verschwunden. Wohin? Gab es Deckungen? Hoffentlich hatten die Menschen ihre Häuser verschlossen.

Wenn sich die böse Angela eine Geisel nahm, wurde es gefährlich.

Ich betrat die Gasse. Leise ging ich in die Gasse hinein und hielt mich dabei dicht an der Hauswand.

Die Gasse war nicht so eng, als daß irgendwelche Leute nicht ihre Autos geparkt hätten. Auch an der rechten Seite stand ein Wagen. Das Fabrikat konnte ich nicht erkennen, der Wagen wirkte wie ein hoher Schatten, der eine gute Deckung abgab.

Standen sie dahinter?

Ich näherte mich dem Wagen sehr vorsichtig und erschrak plötzlich, weil ich rechts neben mir eine Bewegung erkannte. Da konnte niemand sein, ich drehte mich, die Beretta machte die Bewegung mit, und einen Moment später atmete ich auf.

Es war nur eine Schaufensterscheibe, an der ich vorbeigeschlichen war. Sie hatte mein Spiegelbild wiedergegeben. Welche Gegenstände hinter der Scheibe lagen, erkannte ich nicht, aber ich hatte wenigstens so etwas wie ein Spiegelbild geworfen.

Die böse Angela warf keines.

Dann hätte ich sie möglicherweise schneller entdeckt. So aber war sie wie ein Schatten da und tatsächlich hinter dem parkenden Wagen hochgeschnellt.

Ich kam nicht mehr zur Seite.

Hart sprang sie mich an.

Die Schaufensterscheibe, dachte ich nur noch, und im nächsten Augenblick klirrte es schon…

***

Wenn ein Stuntman durch eine Scheibe springt, ist diese präpariert, dem Akteur passiert nichts, aber hier war es anders.

Als es klirrte, fielen bereits die Scherben.

Es gibt Momente, wo man einfach Glück braucht. Ich hatte dieses Glück, daß ich praktisch unter der Vampirin lag, sie sich auf mich stemmte und mit beiden Händen gegen meine Schulter drückte.

Durch diese Haltung hatte sie den größten Teil der Scherben abfangen können.

Auch ich spürte Blut im Gesicht, wo mich Glas erwischt hatte. Mit einem Seitenblick stellte ich fest, daß wir beide in den Auslagen eines Elektrogeschäfts gelandet waren. Ich hatte einige Radios, Recorder, Toaster und einen tragbaren TV-Apparat umgeschlagen.

Mein Blut machte die böse Angela rasend. Sie wurde zu einer

regelrechten Furie, hackte mit dem Kopf wie ein Specht und hielt ihr Maul weit offen, damit sie mir die Zähne in den Hals schlagen konnte.

Ich hörte sie fauchen und gleichzeitig kreischen. Lange Fingernägel rissen in meine Kleidung. Angela roch nach brackigem Wasser, nach Moder, Sumpf und verfaultem Fleisch.

Ich drehte den Kopf zur Seite. Der erste Biß verfehlte mich. Als sie zum zweitenmal zubeißen wollte, hielt ich einen Toaster in der linken Hand und hämmerte ihr den über den Kopf. Damit erreichte ich nicht viel, sie verspürte keine Schmerzen, aber sie kam wenigstens nicht zu einer zweiten Aktion.

Ich hätte ja gern die rechte Hand gebraucht, denn in der hielt ich die Beretta. Nur war dieser Arm durch das Gewicht der Blutsaugerin eingeklemmt.

Plötzlich schnellte sie hoch und gab mich praktisch frei. Ich wunderte mich nicht länger, als ich sah, was sie vorhatte. Als Vampirin konnte sie auch eine Spiegelscherbe anfassen, ohne daß sie an den Verletzungen starb.

Ausgerechnet die größte hatte sie sich ausgesucht. Mit beiden Händen hielt sie die Scherbe fest, die wie ein unten spitz zulaufender Eiszapfen aussah.

Und den wollte sie mir in die Brust rammen!

Im Bruchteil einer Sekunde nahm ich das Bild wahr und prägte es mir ein. Diese hochaufgerichtete Gestalt mit dem fast nackten Oberkörper, das verzerrte, katzenhafte Gesicht, den weit aufgerissenen Mund, die beiden spitzen Zähne und die graue Haut.

Dies zusammen mit der Spiegelscherbe zeichnete ein Bild des Schreckens.

Ich schoß, und die böse Angela wurde in die Höhe gewuchtet. Sie stand auf den Zehenspitzen, und ich rollte mich zur Seite, denn die Blutsaugerin hatte nicht mehr die Kraft, um die Scherbe zu halten. Das Glas traf die Verkleidung eines Fernsehapparates und zerklirrte.

Ich stand bereits neben dem Fenster, als die böse Angela zusammenbrach. Mit den Beinen hing sie noch im Fenster, und dort begann auch der Prozeß der Verfaulung.

Es ging sehr schnell, und es sah so aus, als hätte man der Haut die Feuchtigkeit entzogen. Das, was von ihr übrigblieb, erinnerte an in der Sonne getrockneten Lehm, über dem leichte Rauchschwaden schwebten und sich mit dem Nebel vermischten.

Mir war wieder bewiesen worden, wie schnell Schönheit vergehen konnte. Manche bezeichneten sie auch als Blendwerk des Teufels, doch zu diesen Personen zählte ich nicht.

Auch in meiner Kleidung steckten einige Scherben. An der rechten Gesichtsseite blutete ich ebenso wie an der Stirn. Das war nicht tragisch. Ich hatte den Fluch der bösen Angela gelöscht, aber den Fall

noch nicht gelöst.
Wo befand sich Baphometh?
In der Gasse sah ich ihn nicht. Ich dachte an den Templer. Vielleicht hatte mich die böse Angela bewußt in die enge Straße gelockt, um Baphometh freie Bahn zu verschaffen.
Mit Riesenschritten rannte ich den kurzen Weg zurück und sah die einsame Gestalt mitten auf der Fahrbahn liegen. Es war mein Freund und Begleiter Abbé Bloch. Er regte sich nicht. Ich hatte Herzbeklemmungen, als ich auf ihn zulief. Auf halber Strecke hörte ich das Brausen in meinem Rücken und wurde gleichzeitig von einem feurigen Schein umspielt, der den Nebel rötete.
Ich wirbelte herum.
Meine Augen wurden groß, denn ich erlebte die gewaltige Kraft der vier Horror-Reiter…

***

Die Hufe ihrer Pferde trommelten nicht über den Boden. Die AEBA-Dämonen hatten ihre magischen Kräfte voll ausgespielt und jagten auf ihren Tieren durch die Luft. Sie wirkten wie ein gewaltiges Gemälde, als sie über mir vorbeizogen. Das Feuer aus den Mäulern ihrer Rosse wurde zu Flammenbahnen, die ihren Weg begleiteten.
Die böse Angela war vernichtet. Jetzt hatten die vier Reiter wieder den Schutz des Kind-Dämons Baphometh übernommen. Und dies auf eine besondere Art und Weise.
Den widerlichen Dämon schleiften sie an langen, lassoähnlichen Leinen hinter sich her. Er konnte nicht fallen, wurde mitgezogen und verschwand, ebenso wie die Horror-Reiter, im über den Hausdächern kreisenden Nebel. Ein letzter Widerschein des Feuers grüßte wie ein Omen aus der Hölle, dann war auch er verschwunden.
Ich wußte mit Bestimmtheit, daß sie diesem Ort keinen Besuch mehr abstatten würden.
Endlich lief ich zu Abbé Bloch. Er lebte, auch wenn sein Gesicht Verbrennungen aufwies und er unbedingt in ärztliche Behandlung mußte. Mein Kreuz hatte ihn tatsächlich gerettet, aber seine Augen waren nicht mehr die gleichen.
Ein heißer Schreck durchfuhr mich. Ich fiel neben ihm auf die Knie und tastete nach seiner Hand.
»Du bist es, John, nicht?« fragte er.
»Ja«, erwiderte ich rauh.
»Es… es tut mir leid«, flüsterte er. »Aber das Metall, es… es schmolz, und meine Augen…« Er holte tief Luft. »John, ich kann nichts mehr sehen!« schrie er plötzlich. »Ich bin blind!«
Ja, er war blind!
Ich hockte neben ihm und schluckte.

»Hast du gehört, John, ich bin blind!« Hart klammerte er seine Hand um mein Gelenk.

»Ja, aber wir werden das wieder hinkriegen.«

»Nein, das sagst du nur.«

»Ich nehme dich mit nach London. Du wirst in einer Spezialklinik behandelt, und bestimmt wirst du dann wieder sehen können.«

»Das sagst du ohne innere Überzeugung. Ich merke es.«

Was sollte ich darauf antworten? Er hatte recht, so verdammt recht. Ich erhob mich, ging zur Seite und schrie ein »Ach verdammt!« in die neblige Dunkelheit hinein, ohne auf meine Umgebung zu achten.

Wie Gespenster schälten sich die Bewohner von Tullmer aus dem Nebel. Sie umringten mich, ich hörte ihre Fragen und lief vor ihnen davon. »Laßt mich in Ruhe! Kümmert euch um den Abbé und gebt mir ein Telefon…«

Noch in der Nacht sprach ich mit London, damit dort alles bereitgestellt wurde.

Danach fuhr ich noch einmal zurück zum Wasserfall. Auch in der Dunkelheit fand ich den Weg, und als ich vor der Quelle stand, sah ich sie nicht mehr.

Auch die Felswand war eingestürzt.

Baphometh hatte dieses magische Tor für immer und ewig verschlossen.

Über den Ausgang des Falles konnte ich nicht glücklich sein. Mir war es wenigstens gelungen, die böse Angela zu vernichten, so daß sie dem Kind-Dämon keinen Schutz mehr gewähren konnte.

Wie es mit Abbé Bloch weiterging und ob die Ärzte sein Augenlicht retten konnten, mußte die Zukunft zeigen…

ENDE